SS LEITHEFT

9. JAHRGANG · HEFT 11
NOVEMBER 1943

Mahnung und Verpflichtung

Auf Befehl des Reichsführers SS soll dieses Blatt in die Hand aller verheirateten Männer kommen.

Lesen und weitergeben!

Wehrbetreuung
20. Vp. Flo.

INHALT

Herausgeber: Der Reichsführer SS, SS-Hauptamt Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 31. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: SS-Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstr. 46, Girokasse 9, Girokonto: 1157.

Voraussetzungen zum Kind

Soll aber die Behandlung wirklich erfolgreich sein, so müssen gewisse Voraussetzungen unbedingt beachtet werden:

1. Am besten ist es, wenn in einer jungen Ehe die Frau nach zweijähriger Unfruchtbarkeit den Rat des Arztes sucht. Die Frühbehandlung ist gerade im Kriege bei beschränkter Empfängnismöglichkeit von großer Bedeutung. Wenn Eheleute erst im fortgeschrittenen Alter, d. h. jenseits des 35. Lebensjahres, nach langdauernder kinderloser Ehe kommen, zeigt sich oft, daß das Eheleben schon seelisch stark gelitten hat; die Schwierigkeiten sind dann ganz besonders groß.

2. Um eine Unfruchtbarkeit von seiten des Mannes von vornherein auszuschalten, ist in jedem Fall die Untersuchung des männlichen Samens erforderlich. Diese kann in jedem Lazarett vorgenommen werden.

3. Wenn irgend möglich, ist nach Vereinbarung mit dem Kompaniechef der Urlaub so zu regeln, daß er gerade in die für eine Befruchtung günstige Zeit fällt (vom zehnten Tag nach dem ersten Tag der letzten Monatsblutung bis zur nächsten Regel).

4. In der Zwischenzeit, also auch schon vor dem Urlaub des Mannes, muß die Frau ihren Hausarzt oder gleich die Beratungsstelle aufsuchen, damit alle Vorbereitungen schon getroffen werden können. Es hat keinen Sinn, erst dann zu kommen, wenn der Urlaub schon abgelaufen und ohne den gewünschten Erfolg geblieben ist.

Es ist schon deshalb wesentlich, vorher zu erscheinen, weil am Anfang jeder Behandlung eine Röntgenuntersuchung steht, die erfahrungsgemäß ihrerseits oft schon einen überraschenden Erfolg bringt, wenn die Ehegatten bald nachher zusammen sind.

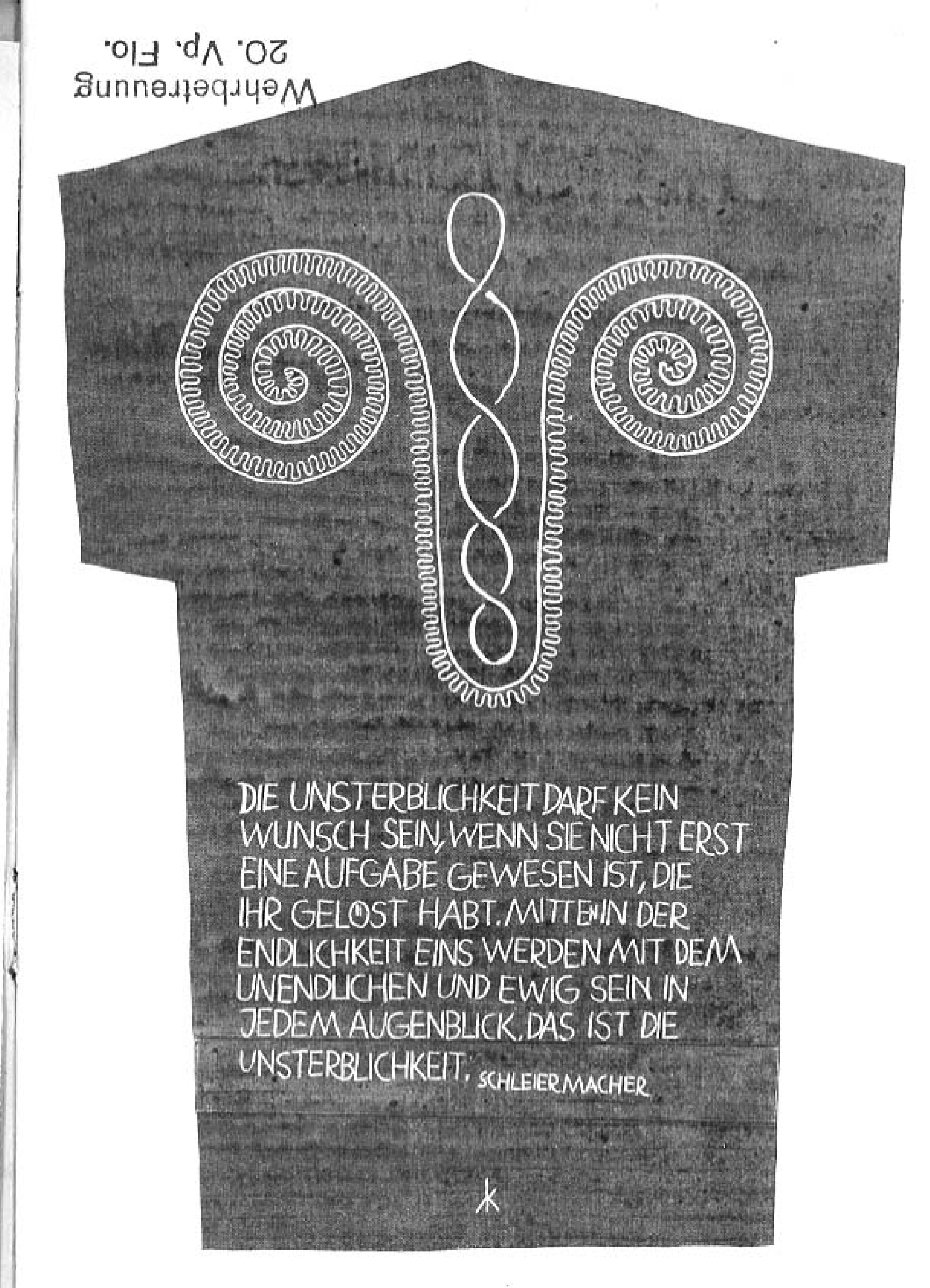
5. Schließlich muß die Frau sich darüber im klaren sein, daß die Behandlung unter Umständen lange dauert und dann große Geduld erfordert. Die Beratungsstelle wird alles tun, um die Verbindung im Briefwechsel aufrechtzuerhalten. Das Geheimnis zum Erfolg liegt nämlich in jedem Fall in der Planmäßigkeit der Behandlung.

Da nun tatsächlich jede unfruchtbare Frau zunächst die Aussicht hat, bei genügend langer und in Geduld ausharrender Behandlung ihren Wunsch erfüllt zu sehen, entbehrt es jeder moralischen Grundlage, wenn man sich unter dem Vorwand der Kinderlosigkeit ohne weiteres von seiner Frau trennt, bevor nicht alle Möglichkeiten der Hilfe ärztlicher Kunst erschöpft sind.

Ernsthaftigkeit, Freiwilligkeit und der heiße Wunsch, sein Eheglück in einer gesunden, reichen Kinderzahl erfüllt zu sehen — eine innere Einstellung, der kein Opfer zuviel wird —, trägt entscheidend bei zum Erfolg der ärztlichen Heilmaßnahmen.

Oberarzt d. R. Dr. Hans Sievers,
Assistent der Universitäts-Frauenklinik, Greifswald

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68





Die Ausfahrt des Pitter Henning

Vom Dorf aus der Ebene trägt der Wind das Schwingen der Mittagglocke bis hinauf in die Berge. Dazwischen zittert manchmal der Ton des Schulglöckleins in der Luft, gleichsam mitgetragen von dem Mahnruf für die Erwachsenen, die in diesen ersten Junitagen auf den Wiesen Heu einbringen.

Pitter Henning kann von der dichtumstandenen Waldlichtung, die er seit gestern mäht, das Dorf nicht sehen; tief eingebuchtet wie eine lichte, grüne Schale liegt die Bergalm inmitten der dunklen Stämme. Pitter Henning jedoch, seit dem frühen Morgen zum erstenmal innehaltend, stützt sich auf den Sensenstiel und horcht auf das Läuten. Vor seinem Blick, der in die Ferne geht, leuchten wie eine rote Woge in dem Grün der Auen die Dächer von Herrendorf, und die Helle der Häuser darunter blendet im Mittagflimmern das Auge. Der junge Bauer lauscht in sich hinein, und unter der Last der Erinnerung aus den letzten Monaten ist es ihm, als töne unter dem zufriedenen Dröhnen der Mittagglocke nicht das lustige Bimmeln der Schulglocke, sondern in stummem Bangen der Not der erzene Schrei der Pflugschar, wenn ein Schmiedehammer gegen sie wuchtet. Ja, so hatten sie es vom Lehrer gehört, wie einst auch ihre Gemeinde — noch in eine schmale, strohüberdachte Gasse zusammengedrängt — vor dem Tatarensturm in Schutt und Asche gesunken, wie der Berg Frauen und Kinder in seinen Schutz genommen, während die Männer in der Ebene dem Heerbann folgten. Und wieder die dunkle Stimme des Erzes! Hatte sie nicht die Menschen in die Wehrburg gerufen, wenn die Türken den Karpatenwall überrannt hatten und wie die Springflut mit undenkbarer Übermacht Märkte und Dörfer bedrohten? Und im Ersten Weltkrieg war dieser erzene Mund der Gemeinde aus dem Glockenstuhl in die Geschützgießerei gewandert: vom Osten her drohte wieder das Unheil.

Pitter Henning wendet das schmale, sonngebräunte Gesicht der Waldwiese zu. Warum nur denkt er in diesen Tagen immer wieder daran, wie seine Heimat, herrlich in ihrer deutschen Einsamkeit, gewachsen ist mit den Münstern der Städte, der breiten Behäbigkeit der Dörfer, die alle jäh zu Burgen des Widerstands werden konnten. Ja, es ist an der Zeit, diese Heimat zu erkennen, denn bald, sehr bald muß ein anderer die zweite Mahd einbringen. Und ein anderer — es wird nicht der kranke Vater sein — muß die Getreide-, Rüben- und Kartoffelfelder vom Segen leeren, der auf ihnen wuchs.

Wer hätte das auch geahnt? Über zwei Jahre war Pitter eingerückt, hatte im Heere des dem Reich Verbündeten vor Odessa, Sewastopol und Stalingrad seine Pflicht getan. Noch steht vor ihm der Rückzug aus dem Trümmerfeld, das den Namen des roten Diktators trug, der weiße Wintertod, die Hilflosigkeit der Kreatur, aus der er sich mit letzter Anstrengung herausgerissen. Nach der Heimkehr in das Dorf hatte er von den Toten der

Heimat, die bei der verbissenen Verteidigung dieses Rückzugs gefallen waren, vernommen. Und ins Herz traf ihn, als der alte Vater, die sonst aufgereckte Gestalt wie unter unendliche Bürde gebeugt, ihm mit hilflosen Worten den Tod des jüngeren Bruders am Kuban mitgeteilt hatte. Martz, der unbekümmerte, waghalsige Bursch, dessen Geburt das Leben der Mutter beschloß, war nun nicht mehr. Pitter Henning hatte wieder an seinen einsamen Hof gedacht, den er vielleicht bald aufs neue verlassen müßte. Die Bitternis seiner Liebe zu Tenno war ihm hochgestiegen. Er hatte damals an ihren Vater, den reichen Jakob, wieder die Frage getan, ob er ihm die junge Tenno zur Frau geben wolle. Die Antwort war die alte geblieben. Solange der Krieg dauerte und Pitter an die Front geschickt werden konnte, wollten die Eltern nicht, daß ihre einzige Tochter Witwe oder Weib eines „Krüppels" würde. Wenn wieder Frieden im Lande war, konnte man die Heirat überlegen. Die Alten gaben ihre unmündige Tochter nicht her, sie wollten sich nicht unter das harte Gesetz des Krieges stellen. Pitter hatte darauf dem alten Jakob gesagt, das Leben könne nicht warten, bis die Jahre des Todes bezwungen seien. Seines Vater Hof verlange nach einer Bäuerin und einem Erben.

Der Bauer Jakob jedoch blieb bei seinem Wort.

Pitter hatte es schwer, künftig an Tenno mit den meerblauen Augen, dem feinen Gesicht und der unverschenkten Süße ihres Leibes vorüberzugehen. Aber er verschloß sich fortan, sprach kaum mehr mit Tenno, die der Gehorsam an die Eltern band, und werkte schweigend, bis nach wenig Monaten der Tag erschien, an dem das Dorf im vierten Kriegsjahr in den Jubel innerer Befreiung gehoben wurde, als das Reich seine fernen Söhne aufrief, freiwillig im feldgrauen Rock ihr Blut gegen den Feind aus dem Osten einzusetzen. Pitter Henning, der Soldat zweier harter, schier unmenschlicher Jahre im fremden Waffenkleid stellte sich als einer der ersten zur Musterung, als seien ihm damit persönliche Sorge und Not wesenlos geworden. Ihm galt das innere Gesetz, daß der Mann nur nach seinem gegenwärtigen Tun gewogen wird. Im politischen Kampf hatte er diese Forderung als Jugendführer erlebt und handelte nun nach ihr.

Unten im Dorf feierten sie die letzten Tage vor der Heerfahrt, als spürte jeder, daß die Prüfung der Zeit schwerer käme über das männerlose Dorf. Menschen sprachen nach Jahren des Zornes zum erstenmal wieder miteinander, Ehen wurden geschlossen, Verlöbnisse gefeiert. Klar und gesegnet war der Abschied. Aber es kann nicht jeder Abschied schön sein.

Ihm, Pitter Henning, war es nicht gegeben. Sei's drum! Er war vor seinem Schicksal nie für halbe Zugeständnisse. Er würde eben einsam seine Pflicht tun. Und nur die hätte auf seinem Hof als Bäuerin zurückbleiben dürfen, der er vertraute. Man kann nichts zwingen, was das Herz nicht will.

Pitter Henning fährt sich mit der Hand plötzlich durch die braunen Haare. Was frommt es, nachzudenken, wenn der Weg vor einem liegt? Nicht darauf kommt es an, welches Geschick man erfährt, sondern wie man es überwindet.

Pitter wendet sich gleichsam ab von dem, was ihn monatelang quälend verfolgt hat, und geht auf das kleine Bündel seiner Kleider zu, unter dem die Feldflasche und der Eßranzen liegen. Sein Blick gleitet zwischen den Stämmen in das kühle Dämmerlicht des Buchenwaldes. Entlang der Waldschneise, die nach unten führt, schlängelt sich ein Rinnsal, das oben irgendwoher aus dem Felsen quillt, seiner Wiese das saftige Gras beschert und weiter unten wieder im Boden verschwindet. Während der heißen Monate verschluckt der Mutterschoß der Erde das Wasserschlänglein ganz, und erst im Herbst steigt neues Wasser aus dem Grund. Ist aber sein eigenes Geschick nicht so, daß er auf seinem Weg auch eine Spur eingraben mag, dann aber im Nichts verschwindet, ohne daß ihm Wiederkunft und neuer Quellgrund beschert würde?

Der Bauer beschattet im Gehen plötzlich die Augen. Man soll nicht so viel im Schauen und Sinnen versunken sein. Doch das Bild bleibt. Tenno hält den Tragkorb in der Hand. Mühelos scheint ihre Gestalt emporzusteigen. Wenn durch das helle Buchenlaub die Sonne bricht, trägt sie einen reifen Ährenkranz blonder Haare auf dem Haupt.

Henning steht innerlich erstarrt. Was kann sie ihm noch sagen, nachdem das Bitterste zu tun bleibt? Er wird sich an die jüngsten Wochen gemahnen und hart bleiben.

Sie steht vor ihm, stolz, so hoch fast wie er. Der Bauer fragt sie mit einem Gesicht, das gleichgültig sein soll und doch das pochende Herz in den Zügen trägt: „Wohin, Tenno?" Sie reicht ihm die Hand. „Ich will von dir Abschied nehmen!" Er antwortet schroff: „Sollten wir uns so einen Abschied nicht sparen?"

In Tenno verzagen die neunzehn Mädchenjahre schier vor dieser schonungslosen Ungeduld des Mannes. Aber sie reckt sich dennoch und sagt über das alte Recht und ihren Gehorsam als Tochter hinweg zuerst mit leicht schwankender Stimme: „Wenn ich nun vor der Ausfahrt" — „wenn ich nun doch deine Frau werde, was die Eltern auch tun?"

Pitter Henning richtet seinen Blick auf Tenno, als schaute er sie zum erstenmal, wie sie vor ihm steht: nicht mehr ein Mädchen, sondern eine liebende, ahnende Frau.

Die Sense legt er aus der Hand. Über die sommerliche Wiese schweben die Falter und duftet blauer Enzian um das silberne Rinnen des Bächleins. Die Zeit steht still. Die beiden Liebenden spüren einander, auch wenn eins die Augen schließt. Um die beiden Menschen mag es sein wie im Frühlingssturm, wenn es die dunklen Häupter des Waldes zur hellen Bergwiese niederbeugt und beide nicht ohne einander ihren Sinn und ihr Leben auf der mütterlichen Erde finden können.

Als schon die Schatten der Wiese sich zum Ernst des späten Nachmittags verschwistern, geleitet Pitter Tenno auf seinen Hof und zeigt ihr vor dem erstaunten Vater im Stall die zwei Fersen, die Jungschweine, das alte Pferd, das ihnen der Krieg noch gelassen. Dann gehen sie zu dem Anwesen Jakobs, der die beiden mit unsicheren Augen begrüßt.

Wenige Worte schaffen zwischen ihnen einen Abgrund. Vor dem Entschluß einer solchen Verlobung, die alle Vorsicht der Alten zerstört, vor dem Ge-

danken an ein Kind, das einen Vater außer dem Herkommen an der Front hat, knirscht der alte Jakob die Zähne. Doch die beiden sind so erfüllt von ihrem Wollen, die letzten zwei Wochen nach der Musterung im Dorf haben so sehr alle Grundpfeiler friedlicher Sicherheit bei allen zerstört, daß der alte Jakob ohne Begreifen und plötzlich wehrlos dem zusieht, was die Liebe von Pitter und Tenno wie selbstverständlich geschehen läßt.

Am darauffolgenden Sonntag scheint der lichte Himmel auf die mauerbewehrte, grautürmige Stadt, in die Hunderte leichter Leiterwagen einfahren. Wie in alten Zeiten fahren sie über das Katzenkopfpflaster an den verwitterten Gesichtern spitzgegiebelter Häuser vorbei, als eilten sie zum Schutz der alten Stadt im Osten. Aber es gilt heute, die Fahrt der Männer zum großen Heer zu begleiten. Die Soldaten der Heimat werden die Kolonistenstadt Tausende von Meilen ostwärts, am Saume Asiens, verteidigen. Darum auch können die Mütter und Kinder im sicheren Haus, bei der harten Arbeit der Dörfer und Städte, ungeschmälert auf die Heimkehr warten.

An der Seite Pitters sitzt Tenno auf der Kutschlade. Der alte Henning hat auf dem Ledersitz hinter ihnen Platz genommen. In der Schoßleiter scheint der pralle Rucksack, den Tenno zur Fahrt gepackt hat, für die ganze Dauer des Krieges berechnet zu sein. Durch den Sommer sind sie gefahren; die neue Reife wird wohl auf den Halmen stehen, bis er einmal wiederkehrt. Der Wind der Berge fächelt lind und kühl um die Stirnen der Ausziehenden. Über dem Ernst der Mütter und Greise strahlt die Freude der Burschen: der kurze Abschiedstrunk, das letzte Winken in den Gassen, während das Geläut aller Glocken sie grüßt, die Wagenfahrt zum Bahnhof in der Stadt haben ihre Seelen unbeschwert und frei gemacht. Sie treten auf dem Bahnhofsplatz an, um die letzten Worte des Abschieds zu hören. Die Opfer der Zeit für die Größe des Reiches und die Zukunft ihres Kolonistenbodens werden alten Weltkriegskämpfern und jungen Burschen leibhaft nahe.

Es endet dann sehr schnell.

Sie springen in die Mannschaftswagen. Auf manchem von diesen steht mit Kreide von ungelenker Hand geschrieben: „Der Stadt zur Ehr — dem Reich zur Wehr." Die Musikkapelle spielt noch ein Lied; auch Pitter steht mitten unter den Dorfgenossen und Kameraden, die der Zug langsam dem dunkeln Schoß der Berge zu und in die Weite führt.

Aus dem breiten Viereck des Eisenbahnwagens sieht er Tenno noch in ihrem hellen Feiertagskleid. Dann verschwindet sie in der Menschenmauer der Zurückbleibenden, und über diese wächst massig das schier endlose Gemäuer der Stadt mit den spitzen Türmen, bis dann nur noch die Felder und der himmelwärts weisende Schwung der Berge bleiben. Das Stampfen der Räder wird eintönig, und laute Worte verstummen. Pitter Henning denkt an Tenno, die Angelobte, ahnt die Schwere kommender Tage, weiß aber darüber ihr Bekenntnis: „Ich bin deine Frau."

Gibt es Größeres als das Herz, das über die Grenze des dunkelsten Loses und über alle Zeit die Treue wahrt und des Mannes Einsatz und seinen Glauben in die Geschlechter trägt? Die Frau ist die Hüterin seines Lebens daheim, und er wird dieses Leben draußen als Soldat des Führers einsetzen. *Otto Ließ*

Helgis Wiederkehr

Wir entnehmen der Edda einen Abschnitt aus dem Helgilied, das einen Gipfel altgermanischer Kunst und zugleich ein Beispiel darstellt für die germanische Überwindung des Todes durch die Gattenliebe und den Tatenruhm. Helgi hatte Sigrun im Kampf gegen ihren Vater Högni und ihre Brüder gewonnen. Aber ihr Bruder Dag sann auf Rache. Er flehte zu Odin, und Odin lieh ihm seinen Speer, mit dem er Helgi tötete. Denn nur eine Gottheit konnte Helgi zu Fall bringen, von dem der Dichter sagt, daß er aus der Helden Schar geragt habe „wie der edle Stamm der Esche im Dorn, wie der mächtige Hirsch im Morgentau, der über alles Wild das Geweih erhebt, daß auf gen Himmel die Enden erglänzen". Groß ist die Trauer der liebenden Gattin Sigrun. Eines Abends geht ihre Magd an Helgis Grabhügel vorüber und sieht, wie Helgi mit vielen anderen auf den Hügel zureitet. Bevor er nach Walhall reitet, erscheint der Tote im Kriegsschmuck. Sigrun verbringt eine Liebesnacht mit ihm im Grabhügel, deren hymnische Glut und Kühnheit in der nordischen Dichtung einzig dasteht.

Sigrun geht selbst zum Grabhügel Helgis und spricht:

1

Nun bin ich froh,
Da ich dich gefunden,
Wie Odins Falken,
Nach Atzung gierig,
Wenn sie Wal wittern,
Warme Beute,
Oder taubenetzt
Das Tagrot schaun.

2

Küssen will ich
Den toten König,
Eh du die blutge
Brünne abwirfst.
Mit Reif ist, Helgi,
Dein Haar bedeckt,
Beträuft ist die Brust
Vom Tau der Schlacht;
Klamm sind die Hände
Von Högnis Eidam:
Wie soll ich, Herrscher,
Dir heilen das Leid?

Helgi spricht:

3

Du schufst, Sigrun
Von Sewaberg,
Daß Helgi so
Vom Harmtau feucht:
Du goldige weinst
Grimme Zähren,
Schöne Südmaid,
Vorm Schlafengehn:

Die fallen blutig
Auf des Fürsten Brust,
Kalt und nagend,
Von Kummer schwer.

Sigrun bietet ihm das Trinkhorn.
Helgi spricht:

4

Trefflichen Trank
Trinken wir noch,
Ob Leben und Land
Verloren sind!
Keiner singe
Uns Klagelieder,
Sieht er die Brust auch
Durchbohrt vom Speer!
Nun ist die Maid
Mir, dem Toten,
Die Herrschertochter,
Im Hügel gesellt.

Sigrun:

5

Ein Lager hab ich dir,
Helgi, bereitet,
Frei von Kummer,
Du Königssproß:
Im Arm will ich,
Edler, dir ruhn,
Wie ich im Leben
Weilte bei dir.

Helgi:

6

Nun will ich nichts
Unmöglich nennen,
Nicht jetzt noch je,
Du junge Fürstin:
Dem Leblosen
Liegst du im Arm,
Hehre, im Hügel,
Högnis Tochter,
Und lebst dennoch,
Du lichte Maid!

Als der Morgen graut, erhebt sich Helgi und nimmt Abschied:

7

Reiten muß ich
Rötlichen Pfad,
Das fahle Roß
Die Flugbahn lenken.
Muß westlich sein
Von Windhelms Brücke,
Eh der Hahn im Saal
Das Siegvolk weckt.

Am Abend darauf läßt Sigrun die Magd Wache halten am Hügel. Nach Sonnenuntergang kommt sie selbst heraus und sagt:

8

Gekommen wäre,
Wollt er kommen,
Nun Sigmunds Sohn
Aus Odins Saale.
Hoffnung auf Helgis
Heimkehr dunkelt:
Schon sitzen Aare
Im Eschengezweig,
Es treibt das Volk
Dem Traumland zu.

Übersetzung aus der Edda von Genzmer

Vermächtnis an die junge Mannschaft

Uns Jüngeren, die wir im Zeichen des völkischen Wiederaufstiegs großgeworden sind, fällt es heute schwer, uns die Lage Deutschlands im Herbst 1923 zu vergegenwärtigen. Fünf Jahre waren seit der Schmach von Versailles verstrichen. Das Diktat hatte dem deutschen Volke Bedingungen aufgezwungen, die in ihrer satanischen Raffiniertheit nach Menschenermessen die Knechtschaft Deutschlands verewigen mußten: die Nation war ihrer Ehre beraubt, militärisch entmachtet, wirtschaftlich versklavt und als politischer Faktor ausgelöscht worden. Inzwischen war auch im Innern Deutschlands die Drachensaat der „Friedensmacher" aufgegangen. Die Hefe Vorkriegsdeutschlands gelangte zur Macht. Alles Kranke und Haltlose drängte an die Oberfläche. Bürgerkriege zerfleischten das unselige Land. Der Jude harrte auf die Stunde, da er das gepeinigte Volk dem Bolschewismus zuführen konnte. Hunger und Verzweiflung, Inflation und Arbeitslosigkeit brachten Deutschland an den Rand des Abgrundes. Im Westen gewannen unter dem Schutz der fremden Waffen die Reichsfeinde die Oberhand. Der passive Widerstand gegen die Ruhrbesetzung wurde von innen her unterhöhlt und brach zusammen. Überall meldeten sich Loslösungsbestrebungen an, und der Weimarer Unstaat krachte in allen Fugen.

Es schien zu Ende zu gehen.

Da begann es sich irgendwo zu regen. Einer war aufgestanden, der dem Verhängnis die Stirn zu bieten wagte. Ungläubig zuerst, horchten jene hin, die es anging, und vernahmen Worte der Auflehnung, des Stolzes und der Zuversicht. Es gab noch viele in Deutschland, die nur auf das Losungswort warteten. Immer mehr verdichtete sich die Aufmerksamkeit, der Bereiten und der Gegner, um einen Namen: Adolf Hitler. Der Unbekannte, dem nach den Begriffen jener Zeit jede Voraussetzung zum Politiker fehlte, hatte den vermessenen Entschluß gefaßt, die Not zu wenden. Vielen mußte sein Beginnen wahnwitzig erscheinen. Doch gleich einem Magnet zog er die Starken und Gläubigen an sich. Vielleicht war es nur eine dumpfe Ahnung, die sie zu Adolf Hitler trieb. Vielleicht streifte sie, wenn sie ihn hörten, das Gefühl, daß aus ihm die Stimme des Schicksals sprach. Eines aber wußten sie damals bereits mit voller Gewißheit: Wenn es mit Deutschland wieder aufwärtsgehen würde, dann nur durch diesen Mann!

Im Frühjahr 1923 hatte das Elend seinen Tiefpunkt erreicht. Der in das Ruhrgebiet eingebrochene Feind triumphierte. Das Opfer Schlageters und der vielen anderen schien vergeblich gewesen zu sein. Tiefe Verzagtheit lastete auf dem Lande. Es mußte etwas geschehen, wenn nicht alles im Chaos enden sollte. Dem verzweifelnden Volke mußte ein Beispiel des Opfermutes gegeben werden, das die Herzen wieder emporriß — ganz gleich, wie dieses Unternehmen endete.

Die Männer, die am 9. November 1923 dem Führer zur Feldherrnhalle folgten, besaßen nichts als ihren Glauben und ihr starkes Herz. „Irgendeiner mußte dem Verrat entgegentreten", hat der Führer rückschauend ge-

sagt. Irgendeiner mußte den ersten Schritt tun — also taten sie ihn, auch wenn ihr Wagnis nach menschlichem Ermessen scheitern mußte. Es waren zumeist einfache Menschen aus dem Volke, junge Münchener Arbeiter, kleine Beamte und Studenten, die in die Kugeln der Reaktion hineinmarschierten; Männer, welche den späteren Aufstieg der Bewegung weder voraussehen noch ahnen konnten. Aber aus der übermenschlichen Größe ihrer Hingabe erstand das neue Reich.

Ehern und einfach sind die Gesetze geschichtlichen Werdens: Zwischen Heroismus und Versagen vollzieht sich das Schicksal der Völker. Mochte die Erhebung des 9. November scheitern, der Opfertod der sechzehn Helden ist nicht umsonst gewesen. Weit über die Reichsgrenzen hinaus wurde die Nation von einer Welle der Selbstbesinnung erfaßt. Überall in deutschen Landen begannen die Kräfte der Erneuerung sich um die Fahne zu sammeln, die im Blute vor der Feldherrnhalle ihre Weihe erfahren hatte. Der Anstoß war gegeben. Mochte der spätere Kampf der Bewegung noch so schwer sein, mochte sich das Kampffeld unendlich erweitern: der ganze große Aufbruch der Nation ergab sich in eiserner Konsequenz aus dem Opfer derer von der Feldherrnhalle, die den bitteren Anfang gemacht. In ihnen hat die Bewegung ihre geschichtliche Probe bestanden. Sie hatten jenen höchsten Grad des Glaubens bewiesen, der erst an der Schwelle der Aussichtslosigkeit beginnt.

Gewaltig sind die Maßstäbe in den zwanzig Jahren gewachsen, die seither vergangen sind. Die Bewegung ist Deutschland geworden. Aber das Gesetz, nach dem die ersten Getreuen angetreten, ist unwandelbar das gleiche geblieben. Der Kampf um das Reich hat erdumspannende Ausmaße angenommen, aber sein Sinn ist derselbe wie einst, als der Weg des Führers begann. Was 1918 infolge eines Schwächeanfalls verlorenging, wofür 14 Jahre lang die Kämpfer der Bewegung gerungen, was sich nach 1933 an Ansätzen zu einer besseren Welt gebildet hat — alles das steht nunmehr zur letzten großen Entscheidung.

Wibald Bernath

Ich erwarte nun gerade in dieser Zeit, daß die Nation mit verbissenem Trotz auf sämtlichen Gebieten dieses gewaltigen Kampfes erst recht ihre Pflicht erfüllt. Sie hat jeden Grund, auf sich selbst zu vertrauen. Die Partei aber hat in allem das Vorbild zu sein. Die Heimat kann mit Stolz auf ihre Soldaten blicken, die unter heroischem Bluteinsatz und unter schwersten Bedingungen immer wieder ihre Pflicht erfüllen. Die Front aber mag sich in leidensvollen Stunden, bei den oft übermenschlichen Forderungen vieler Wochen und Monate, ihrer Heimat erinnern, die heute ebenfalls kämpfende Front geworden ist, nur daß hier das Heldentum von Greisen und Knaben, von Müttern, Frauen und Mädchen seine Erfüllung findet.

AUS DER REDE DES FÜHRERS VOM 10. 9. 1943

Am Wege unserer Divisionen

Unter diesem Titel werden wir von Zeit zu Zeit Bilder von Erlebnissen bringen, die für die Gesamtheit einer ᛋᛋ- oder Polizeidivision oder sonstwie zusammengehörenden ᛋᛋ-Mannschaft Sinnbild ihres gemeinsamen Erlebens wurden, der Treue und Kameradschaft, der Verschworenheit in Freud und Leid, Erlebnisse, die uns auch künftig erheben und stark machen.

*

Das erlebten und litten die Männer der ᛋᛋ-Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf"



Allen Männern der ᛋᛋ-Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf", die bei Demjansk dabei waren, ist dieser Platz bei Tscherny-Rutschy vertraut. Der Hügel, auf dessen baumbestandener Kuppe sie ihre Gefallenen bestatteten, wurde ihnen lieb wie ein Hügel der Heimat. / Zeichnung ᛋᛋ-KB. Hugo Schmitz









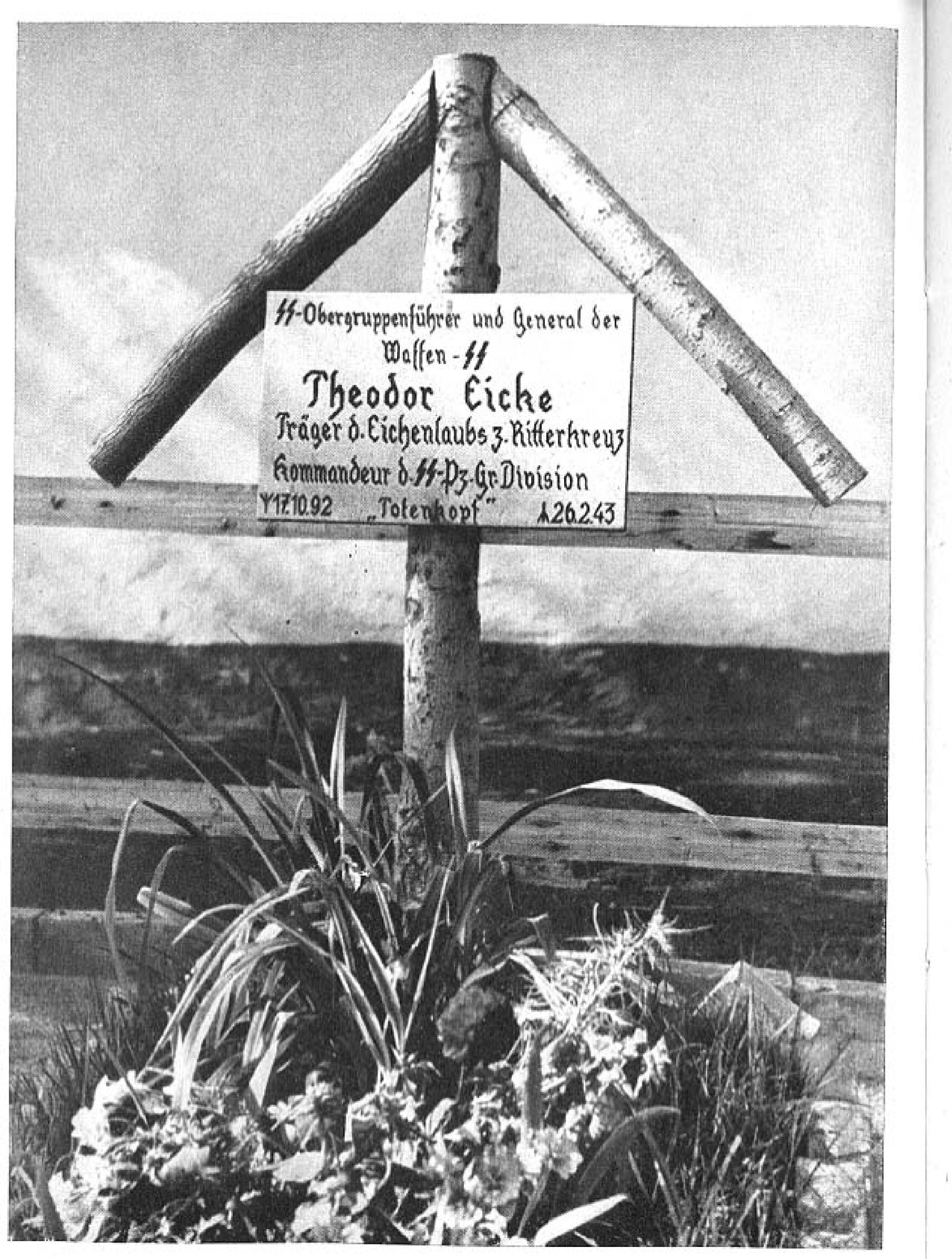
Das Fronterholungsheim der ϟϟ-Panzer-Grenadier-Division „Totenkopf"

Nachdem die Division aus dem Bewegungskampfe in einen Stellungskrieg übergegangen war, wurde durch ausgesuchte Männer 12 Kilometer hinter der HKL. ein Erholungsheim der Division errichtet. Ein altes Wirtschaftsgebäude eines Kolchoshofes wurde für diesen Zweck umgebaut. Im ersten Stock befand sich Schlafgelegenheit für 46 Männer, im Erdgeschoß eine Kantine, ein Aufenthaltsraum, ein Speiseraum und eine Küche. Im zweiten Gebäude wurden ein Kino und ein Fronttheater eingerichtet. Außerdem wurde eine Sauna gebaut, während ein See und ein Badewagen der Division für die Möglichkeit sorgten, daß sich die Männer richtig waschen konnten.

Für die Dauer von drei Tagen wurden jeweils verdiente Unterführer und Männer der eingesetzten Truppen aus den Stellungen herausgezogen und erhielten hier die Möglichkeit, sich bei Sonderverpflegung, bei viel Freizeit, sportlicher Betätigung, beim Besuch des Lagerkinos und anderer Veranstaltungen zu entspannen und zu erholen. Außerdem wurde ihnen an jedem Tag ein weltanschaulicher Vortrag oder ein politischer Unterricht geboten.

Bild 1: Auf dem Weg zum Erholungsheim.
Bild 2: Im Speisesaal beim Mittagessen.
Bild 3: Ankündigung der Filmvorführungen.
Bild 4: Im Aufenthaltsraum des Heimes.
Bild 5: Verabschiedung nach drei Tagen.

5



„Wir müssen immer härter werden"

An der Ostfront spielen sich an bestimmten Punkten Kämpfe ab, von denen der Wehrmachtbericht keine Kenntnis gibt. Der Brückenkopf P. ist eine der zahlreichen namenlosen Stätten, auf denen deutsche Soldaten gegen eine vielfache Übermacht des Feindes eisern standgehalten haben. Für jene paar tausend ᛋᛋ-Panzergrenadiere, die hier tagelang dem wütenden Ansturm der sowjetischen Panzer und Rotarmisten eine unüberwindliche Abwehrmauer entgegengesetzt haben, die miterlebt haben, wie die Kompanien von Tag zu Tag kleiner wurden, für jenes Häuflein Waffen-ᛋᛋ-Männer, die hart und unerbittlich die Garben ihrer Maschinengewehre zwischen die Reihen der angreifenden Sowjets peitschen ließen, ist der Brückenkopf P. eine unvergeßliche Kampfstätte und wurde zum Symbol der Verteidigung gegen stärkste Übermacht. Einem Infanterie- und einem Panzerregiment standen vier bolschewistische Gardeschützen-Divisionen, drei Panzerbrigaden und eine motorisierte Schützenbrigade gegenüber.

Fünf Tage Kampf lagen schon hinter uns, als wir den Namen P. zum erstenmal hörten. Fünf Tage lang hatte die Truppe eine Stellung nach der anderen niedergekämpft und zerschlagen und war durch stark ausgebaute Verteidigungsanlagen der Sowjets gestoßen. Dann standen wir vor P. In der Nacht, als wir uns bereitstellten, war es stockdunkel. Gewitterregen hatte plötzlich eingesetzt, und wir konnten uns nur mühsam vorwärtsbewegen. Zäh wie Gummi klebte der Lehm an den Rädern unserer Fahrzeuge. Der Pfad durch die Schlucht war so schmal, daß gerade ein Wagen darauf Platz fand. Kam also nur ein Fahrzeug auf dem wie Schmierseife glitschigen Dreck nicht weiter, drehte es sich um die eigene Achse, so rutschte es aus der Fahrbahn in die Sumpfwiesen hinunter oder kam die ganze Kolonne dahinter zum Stocken. Die Verpflegung konnte nicht herangebracht werden, die Munitions-Lastkraftwagen blieben auf der Strecke liegen, die Spritkolonnen hatten sich in der Dunkelheit verfahren. Nicht einmal die Zugmaschinen konnten alle Hindernisse mit Sicherheit überwinden. Erst Stunden nachdem die Melder in die finstere Nacht hinausgeschickt waren, konnte sich unser Bataillonskommandeur mit seinen Führern in einer Panjebude zusammensetzen und beim kümmerlichen Schein eines Kerzenstummels den Angriffsplan bekanntgeben. Auch der neue Morgen brachte keine spürbare Besserung der Wetterlage. Es regnete. Nebelschwaden schwammen über der Schlucht, und die Sonne wollte nicht zum Durchbruch kommen. Es blieb nichts anderes übrig, als in diesem Regen anzugreifen; denn P. mußte genommen werden, der Brückenkopf mußte dort gebildet werden, sollten nicht alle weiteren Operationen gefährdet sein.

Es wurde angegriffen. Die ᛋᛋ-Grenadiere der Totenkopf-Division, die seit sechs Tagen zu keinem richtigen Schlaf gekommen waren, schwangen ihre Maschinengewehre auf den Rücken, steckten sich Handgranaten ins Koppel so viel sie tragen konnten und schleiften ihre Munitionskästen. Sie wateten durch Schlamm und Sumpf, mußten immer wieder die Zweige der Büsche zur Seite schlagen. Sie waren naß und ihre Kraft hatte nach den vergangenen schweren Tagen schon merklich gelitten.

Aber sie wurden deshalb nicht müde. Am Rande des Dorfes erhielten sie Befehl zum Halten. Das Feuer der sowjetischen Artillerie wurde immer toller, und zuletzt lag ein dichter Feuervorhang von ihnen, durch den ein Durchkommen nur mit größten Verlusten möglich gewesen wäre. Die Männer gingen in einer Balka in Deckung. Immer noch klatschte der Regen auf sie hernieder. Sie rissen Getreide aus den Feldern und zogen Schilf aus dem Sumpf, um sich damit zuzudecken; aber das nutzte auch nicht viel, und bald waren sie naß bis auf die Haut.

Was würde nun geschehen? Wann würden sie von neuem vorstoßen? Fast zum Greifen nahe sahen sie die ersten Hütten des Dorfes, die Büsche und die Hecken am Fluß. Sie sahen einige hohe Bäume und wußten, hier zwischen den beiden Dörfern mußte die Brücke sein. Sie sahen den Zwiebelturm der Kirche, der unheimlich groß aus den graugebleichten Strohdächern herausragte. Über dem Fluß blitzte an den Steilhängen Mündungsfeuer auf, Granaten orgelten über sie hinweg, sie preßten sich noch dichter an die Erde und atmeten heilfroh auf, wenn nach den Einschlägen keiner von ihren Kameraden nach dem Sanitäter schreien mußte.

Der einzige Gedanke, der sie in diesen Stunden bewegte, war: Wir müssen über den Fluß, den Brückenkopf bilden und dann die Bolschewisten aus ihren Stellungen an den Steilhängen schlagen.

Inzwischen war hinter ihnen die exakte Maschine des Krieges zum Anlaufen gekommen. Die Funkgeräte surrten, und in den Fernsprechvermittlungen fielen die Klappen. Sturmgeschütze rückten durch die Schlucht vor. Aufklärer und Jäger kamen angeflogen, kreisten über dem Fluß und machten neue Ziele aus. Aus der Bereitstellung rückten die leichten und schweren Geschütze in neue Feuerstellungen vor. Es wurde alles an Waffen eingesetzt, was herangeschafft werden konnte, um den Sprung über den Fluß zu ermöglichen.

Das war das Zeichen zu neuem Aufbruch, zu neuem Angriff. Der Einsatz von Artillerie und Luftwaffe kann ja nur von begrenzter Dauer sein, den entscheidenden Stoß hat immer der Grenadier, der Einzelkämpfer, vorzutragen. Die Technik kann ihm seinen Kampf erleichtern, sie kann für ihn eine Gasse bahnen, aber durch diese Gasse hat er, und zwar nur er zu gehen.

Es war, als käme plötzlich die ganze geballte Wut unserer Grenadiere zum Ausbruch, die Wut auf die Bolschewisten, die geglaubt hatten, unserem Vorstoß Einhalt gebieten zu können, indem sie aus den Rohren ihrer Geschütze herausfeuerten, was herauszufeuern war. Denn bald schon standen unsere Kompanien inmitten des Dorfes. Zwischen dem Rund der hohen Birken stiegen Leuchtkugeln empor. Unsere Männer schlugen sich durch die Uferböschungen und wateten durch das trübe Regenwasser. Patschnaß bis zur Hüfte arbeiteten sie sich am anderen sumpfigen Ufer weiter und griffen die Hänge an. Nahkämpfe von erbittertster Heftigkeit entspannen sich, als sie in die Stellungen der Sowjets an den Steilhängen eindrangen. Mann für Mann mußten die Sowjets aus ihren Löchern herausgetrieben werden. Schon kletterten unsere Panzerkampfwagen durch das Wäldchen und die Schlucht an den steilen Hängen empor, schon folgten ihnen die Grenadiere und trieben die Boschewisten immer mehr zurück, weit über die Höhe hinweg, durch die Kornfelder hindurch, bis die geplante Brückenkopfgrenze erreicht war.

Der Übergang über den Fluß war geschaffen; unser Brückenkopf war gebildet.

Aber kaum waren wir über das Flüßchen gestoßen, kaum waren unsere Geschütze über die behelfsmäßigen Stege nachgezogen, kaum waren die ersten Schützenlöcher gebuddelt, da begannen auch schon die Gegenangriffe der Sowjets.

Sie kamen in Bataillons- und Regimentsstärke. Sie kamen sogar mit ganzen Brigaden und Divisionen. Sie fuhren batterieweise ihre Geschütze vor dem Brückenkopf auf und jagten Salve auf Salve auf das Flußufer und die von uns besetzten Höhen. Panzer rannten gegen unsere Linien an in einer Anzahl, wie wir sie bisher auf so kleinem Raum im Ostfeldzug noch nicht erlebt hatten. Sie wurden von unseren Kampfwagenkanonen und den Paks auf Entfernungen von 1500 Meter und noch mehr, abgeschossen; sie stießen aber auch gegen unsere Linien bis auf eine Entfernung von 40, 50 Metern vor und mußten in heftigen Feuerduellen auf diese kurze Entfernung abgewehrt und vernichtet werden. Da und dort durchbrachen sie unsere Linien; aber die ᛋᛋ-Männer hatten in diesen Tagen den Panzerschreck glücklich überwunden. Sie wußten genau, daß auch ein Kampfwagen verwundbar ist, und nicht nur an einer Stelle. Ruhig ließen sie die Panzer an sich vorbeirollen, schnappten sich Minen, warteten entschlossen den günstigsten Moment ab und liefen über die Kornfelder, um zum entscheidenden Sprung anzusetzen, der auch meist der Würgegriff für den Panzer wurde.

Aber nicht nur die Panzer waren es, gegen die sich die Verteidiger des Brückenkopfes zu wehren hatten. Der Feind hatte in aller Eile Infanteriestreitkräfte herangeholt und stieß mit diesen ausgeruhten Truppen gegen unsere Linien vor. Oft kam es zu erbitterten Nahgefechten, bei denen unsere ᛋᛋ-Grenadiere nur auf Grund ihrer beispiellosen Unerschrockenheit und Tapferkeit gegen die zahlenmäßige Übermacht der Bolschewisten sich durchsetzen konnten.

Ein Panzer rollte zurück. Die Luke öffnete sich, und Fahrer und Ladeschütze hoben ihren toten Kommandanten behutsam aus dem Panzer heraus, und dann den Funker, der durch einen Treffer beide Beine verloren hatte. Kurz danach rannten sie schon wieder durch die Schlucht, um sich bei einem neuen Kommandanten zu melden, weil ihr Kampfwagen nicht ausfallen durfte. Die Leichtverwundeten baten die Ärzte inständig, sie nicht nach hinten zu schicken; sie wollten bei den Kameraden bleiben. Als der Regen den Boden wieder einmal schmierig gemacht hatte und die Raupenfahrzeuge die Hänge nicht mehr erklettern konnten, gab es keinen von diesen ᛋᛋ-Männern, der nicht zu den Munitionsfahrzeugen gelaufen wäre, um Granaten und Munition in die Stellung nach vorne mitzunehmen. Im Brückenkopf wurden die Erdlöcher von Tag zu Tag tiefer; aber mit jedem Zentimeter, den sich unsere Grenadiere tiefer eingruben, mit jedem Kameraden, den sie verloren, wuchs ihr Kampfgeist und ihr Widerstandswille. Gemessen an der Stärke der feindlichen Menschen und Waffen, die von allen Seiten auf persönlichen Befehl Stalins eingesetzt wurden, um die

Division zur Aufgabe des Brückenkopfes zu zwingen, haben die ᛋᛋ-Männer hier Unvorstellbares geleistet, allen voran der Kommandeur, der in seinem Schützenpanzer immer in den vordersten Linien war und dort eingriff, wo die Lage am gefährlichsten schien. Die Ruhe und Überlegenheit, die von ihm ausging, teilte sich der ganzen Truppe mit, und damit jener Kampfgeist, der aus dem Auftrag des politischen Soldaten heraus geboren wurde Führer und Männer sind dort zu einem Block des Widerstandes zusammengewachsen.

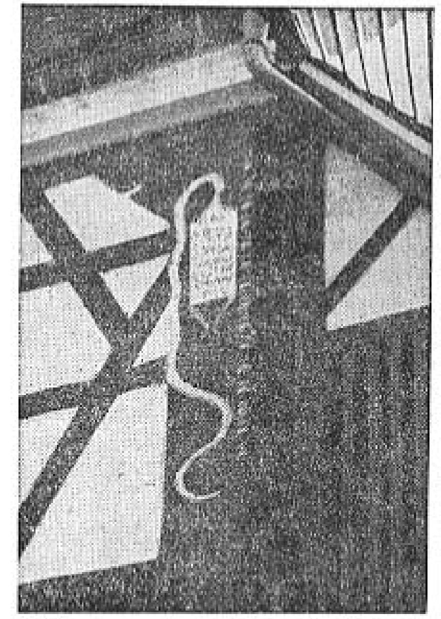
Die Kriegsgeschichte wird den Namen des Brückenkopfes P. wohl kaum verzeichnen. Er ist gehalten worden gegen einen überwältigenden Einsatz des Gegners. Die Erkenntnis, daß nur eine durch nichts zu erschütternde Härte und Rücksichtslosigkeit gegenüber der eigenen Person eine militärische Aufgabe löst, diese Erkenntnis ist das Grundgesetz dieses Krieges. Wir müssen immer härter werden!

Nach einem Bericht des ᛋᛋ-Kriegsberichters Zimmermann.

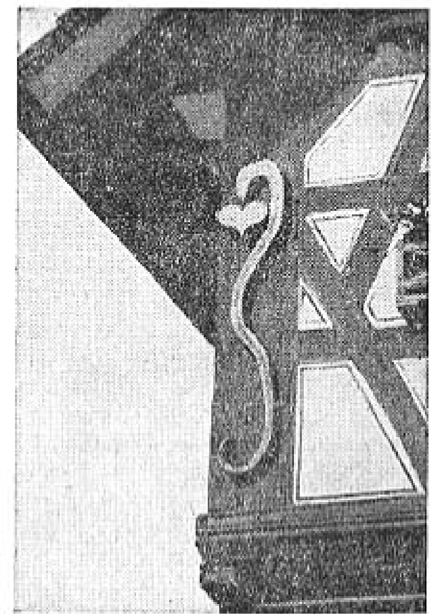
Die Hausschlange

Es gibt in den Jugenderinnerungen Hans Carossas, die er „Verwandlungen einer Jugend" nennt, eine Stelle von seltsamer, ja unheimlicher Eindringlichkeit. Aus dem sommerlichen Besuch des Knaben bei den Pächtern eines großen Bauernhofes erwächst ein Erlebnis, das sich in seine Seele unzerstörbar eingräbt und das dann später durch den Dichter lebendige Darstellung findet: Winkend aber und rufend, von ihren Kindern begleitet, kam die Pächterin, um uns in das Haus zu führen. Als ich, an ihr vorübereilend, mich dem Eingang näherte, fuhr ich zurück: eine schwarze, blauschimmernde Natter mit gelbgeflecktem Köpfchen verließ eben die Schwelle und schlängelte sich ohne Eile im Garten davon. „Fürchte dich nicht! Freue dich!" rief das junge lichthaarige Weib. „Glück bedeutet es, daß du ihr gleich begegnet bist. Sie hat in der Küche die Milch aus ihrem Holznapf getrunken und schleicht nun ihre Wege. Morgen zur nämlichen Stunde kommt sie wieder." „Läßt man sie ruhig aus- und eingehen? Schlägt niemand sie tot?" „Solang sie uns heimsucht, geht alles gut in Stadel und Stall. Wenn sie ausbleibt, fürchten wir böse Zeit. Aber sie ist klug und kennt alle Schlüpfe. Wenn sie sich verfolgt glaubt, lischt sie hin wie ein Flämmchen im Gras, und in der Donau schwimmt sie wie ein Fisch." — Was hier berichtet wird, entspringt nicht dichterischer Phantasie, erfunden, um die Jugendgeschichte absonderlich und interessant zu machen; was hier Carossa schildert, daß eine Schlange sich im Hause friedlich füttern läßt, ist bis an die Schwelle unserer Gegenwart in vielen Gegenden tatsächlich üblich gewesen. Noch leben die Leute, die am Inn, im Odenwald, in Schweden dieses selbst gesehen, ja getan haben. Noch leben überall zahllose Sagen von der glückbringenden Hausotter und werden gläubig, manchmal auch schon mit leichtem Zweifel unverändert weitergetragen. Schon im Jahre 1670 lesen wir in einem alten Buche von solchen Schlangen: „So man sie nicht vertreibt,

werden sie so zahm und heimlich, daß sie sich endlich gar bey den Menschen in bewohnten Häusern aufhalten, und vermeynen viel Leut, die einen solchen seltsamen Hausgenossen haben, sie müssen viel Glück in ihr Haus bringen, dahero sie nicht leiden wollen, daß man ihnen ihre Hausottern oder vielmehr glückbringende Hausgenossen irgendwo beleidige." So versteht man auch den Volksglauben, daß man kein Holz auf der Schwelle spalten dürfe, weil man damit die Hausotter störe, die darunter ruhe. Wie eng die Verbindung des Tieres mit den Menschen ist, sehen wir besonders schön aus einer bayerischen Sage. Ein Mann suchte im Walde Holz und packte in sein Reisigbündel unbemerkt eine Schlange ein. Diese schlüpfte daheim heraus, war aber sofort im Hause heimisch. Sie spielte mit der Hauskatze und blieb immer friedlich. Seitdem war im Haus nur Segen. Als aber schließlich die beiden Alten starben, war die Schlange verschwunden. Bekannter ist das hessische Märchen von der Unke. Unke ist hier nicht der Name für eine Kröte, sondern die mundartliche Bezeichnung für eine Ringelnatter. Tag für Tag ißt dieses Tier mit dem Kind des Hauses vor der Türe aus einem Näpfchen. Als aber die Mutter dies bemerkt und die Schlange erschlägt, siecht das Kind dahin und muß schließlich sterben. In dieser Geschichte ist ganz deutlich, wie das Leben des Kindes an das der Schlange gebunden ist. Daß die Geschichte auch glücklich ausgehen kann, zeigt ein anderes hessisches Märchen. Da ließen die Eltern die seltsame Kameradschaft bestehen, und als das Mädchen später Braut wurde, kam die Schlange gekrochen und legte ihr ein Goldkrönlein in den Schoß. So war sie reich und glücklich für ihr weiteres Leben.



Schlange an einem Hause in Schlierbach (Odenwald)



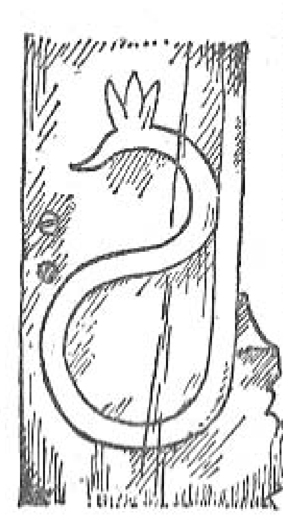
Schlange an einem Hause in Ellenbach (Odenwald)



Schlange an einem Hause in Reichenau im Kreise Höxter

Aus dieser Auffassung von der Schlange als Glückstier versteht man auch, daß es früher sogar Neujahrsgebäcke in Schlangenform gab. Neben den Herzen, den Brezeln, Kringeln und Rädern zu Neujahr hätte man nie solche Schlangengebäcke verschenkt, wenn man nicht an die Schlange als segenbringendes Wesen geglaubt hätte. Daß diese hohe Achtung des heute verabscheuten Tieres schon früh bei uns vorhanden war, daß hier also Urväterglaube zu ahnen ist, sehen wir am besten an alemannischen Totenbäumen, deren Deckel von dem Handwerker so geschnitzt ist, daß mitten auf ihm eine lange Schlange zu liegen scheint. Sie ist als Sinnbild des Lebens hier bewußt angebracht, sie bewacht und behütet den in dem Sarge schlummernden Toten.

Daß die Schlange als der gute Hausgeist die Lebenden behütet und ihnen immer nah ist, sehen wir nun nicht nur aus Sagen und Märchen. Wir finden an sehr vielen Bauernhäusern, vor allem an Toreinfahrten und Eckbalken, Bilder von solchen Tieren eingeschnitzt. Oft sind sie zu einer Spirale zusammengerollt, manchmal heben sie kühn den Kopf, der fast immer eine Krone trägt; im Odenwald schlängeln sie sich groß und auffällig am Eckbalken hoch, neigen den Kopf nach unten und halten im Maule zumeist ein Herz. Stolz und schön sind derartige Häuser, Ausdruck eines reichen und selbstsicheren Bauerntums, und wenn es uns auf den ersten Blick außerordentlich befremdend und seltsam erscheinen will, daß der Bauer sein Haus mit einem Schlangenbild versah, mit diesem heute unheimlichen, keinesfalls geliebten oder erwünschten Tier, so wissen wir nun, daß er damit uraltem Glauben seiner Väter folgte. Wie Bäumchen und Blumen, wie Sechssterne, Hakenkreuze und Wirbel an den Häusern als Lebens- und Glückszeichen eingeschnitzt sind, so ist die Schlange hier der segenbringende Hausgeist; sie trägt in ihrem Maule das Herz, das Sinnbild der Lebenskraft; sie schützt das Haus vor den Gefahren des Tages; sie hütet geheimnisvoll das Gedeihen der Bewohner. Betrachten wir so die Balken und das seltsame Tier, dann verliert sich alle Fremdheit. Bauer als Auftraggeber und Handwerker als Schnitzer folgten nur dem Glauben ihrer Ahnen, sie hielten treu an alter Überlieferung fest. Weit, sehr weit läßt sich diese Hochschätzung



Schlange an einem Hause in Hunnebrock im Kreise Herford

der Schlange zurückverfolgen. Bei allen indogermanischen Völkern, von den alten Indern über Griechen und Römer bis zu den Germanen ist sie uns bekannt. Erst das Christentum hat, ausgehend von der Paradiesgeschichte des Alten Testamentes, die Verächtlichmachung und Verteufelung der Schlange bewirkt. Sie befindet sich als Verführerin zum Bösen, sich hochringelnd am Paradiesbaum, im schärfsten Gegensatz zu einem altitalischen Vasenbild, das Herakles am Baume der Hesperiden darstellt. Hier ist der Baum von einer Schlange umwunden, die von einer Hesperide getränkt, also als Hüterin der goldenen Lebensäpfel betrachtet wird. Hier spricht sich deutlich das aus, was unsere Sagen, unser Volksglaube, die schönen „Schlangenhäuser" bis heute erhalten haben. Hier lebt ältestes Gut. Und wenn wir zum Schluß zurückkehren zu Carossa, so deshalb, weil er über sein Jugenderlebnis hinaus in zwei Gedichten jener tiefen inneren Bindung an die Hausschlange Ausdruck verleiht. In dem einen sagt er, daß er „dem alten starken Hausgeist und der Schlange bis zum Tod befreundet" bleibe. Das andere aber beschwört die Ahnfrau, daß sie Haus und Hof prüfend und beglückend durchschreite und dabei auch die Schlange nicht vergesse.

Es lautet folgendermaßen:

Grüße die Natter im Flur!
Noch reicht man den Milchnapf ihr fromm.
Dort schleicht sie gesättigt hinaus.
Sie fühlt und fürchtet dich.

Klug folgt sie verborgener Spur,
Hinab in ihr dunkles Gebiet.
Da liegt unter höhligem Stein
Der Schatz, den du vergrubst.

Du sahst in die ferne Zeit.
Du wahrsagtest Krieg und Verfall.
Treu hast du gedarbt und bewahrt.
Die Schlange weiß darum.

Sie hegt auf dem Hort ihre Brut.
Sie biegt sich um ihn jede Nacht
Zum zauberverstärkenden Ring.
Oft klirrt unbändig das Gold.

Friedrich Mößinger

Die Ehre der germanischen Frau

Mit Recht hat man den Schwerpunkt germanischer Gesittung und germanischer Lebenshaltung im Ehrgefühl und Ehrbewußtsein erkannt. Die Ehre ist für den Menschen der germanischen Frühzeit das Gesetz seines Lebens, von schicksalsmächtiger Bedeutung, der Maßstab, mit dem er selbst seine Lebenshöhe und seinen Eigenwert mißt. Sie ist zugleich aber — insoweit sie nämlich immer und überall auch dem Urteil der Öffentlichkeit untersteht — der Prüfstein seiner Bewährung, seiner Tüchtigkeit und seines Wertes für die Gemeinschaft. Auch die soziale, politische Stellung hängt davon ab, wie weit das Gesetz der Ehre von dem einzelnen erfüllt wird.

Die Ehre bedeutet inneres, persönliches Selbstgefühl und Hochgefühl, Ichbewußtsein, Persönlichkeitswert und Gemeinschaftswert. Jeder hat so viel Ehre, wie er sich selbst beimißt. Die Ehre bedeutet aber zugleich Ansehen und soziale Stellung, Wert des einzelnen für die Gemeinschaft. In dieser ihrer Doppelseitigkeit, in der Bindung an das eigene Gewissen wie an das Urteil der Öffentlichkeit, gibt sich die Ehre als das allgemein anerkannte Gesetz zu erkennen, unter das germanisches Menschenleben gestellt ist, nach dem es gerichtet wird. Das heißt aber nichts anderes, als daß der germanische Mensch sich vollständig unter eine Idee stellt, unter einen übermateriellen, geistigen Wert, den die seelische Eigenart germanischen Blutes sich gesetzt hat. Ehre ist das höchste Gut des Menschen, ist dasjenige, was ihm erst Geltung gibt, ihn gewissermaßen erst zum Menschen macht. Der Ehrlose zählt nicht in germanischer Gemeinschaft. Ehre ist mehr als das Leben, das der lebensfrohe Bauer doch so zu schätzen wußte. „Lieber sterben mit Ehre, als leben mit Schmach." „Besser scheint es mir, dich zu verlieren, als einen ehrlosen Sohn zu haben." „Besitz vergeht, Gesippen sterben, einst stirbst auch du, doch eines weiß ich, was niemals vergeht: der Ruhm, den der Tote errang."

Die enge, verpflichtende und berechtigende Verbundenheit aller Blutsverwandten, die die Angelegenheiten des Einzelnen zu denen der Sippe und die der Sippe zu denen des Einzelnen macht, rückt selbstverständlich nicht in ihrem höchsten Gut und Gesetz von diesem Grundsatz ab. Die Ehre des Einzelnen wird zu der der Sippe, wie die der Sippe auch die des Einzelnen ist. Wird die Ehre irgendeines Sippegenossen verletzt, so ist die aller anderen auch verletzt, und alle haben die Pflicht, sie wieder reinzuwaschen. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß auch die Frau, die ja ebenso wie der Mann als Sippenglied und Persönlichkeit gewertet wird, an diesem höchsten Lebensgut germanischer Menschen Anteil hat. Wir können uns jedoch nicht mit dieser allgemeinen Feststellung begnügen, die demjenigen, der in der altgermanischen Welt lebt, eine Selbstverständlichkeit, demjenigen, der sich nicht von orientalischer Weltschau frei zu machen vermag, eine Unmöglichkeit sein wird. Uns beschäftigt

NEBENSTEHENDES BILD: GERMANINNEN / RELIEF AUF DER TRAJANSSÄULE IN ROM



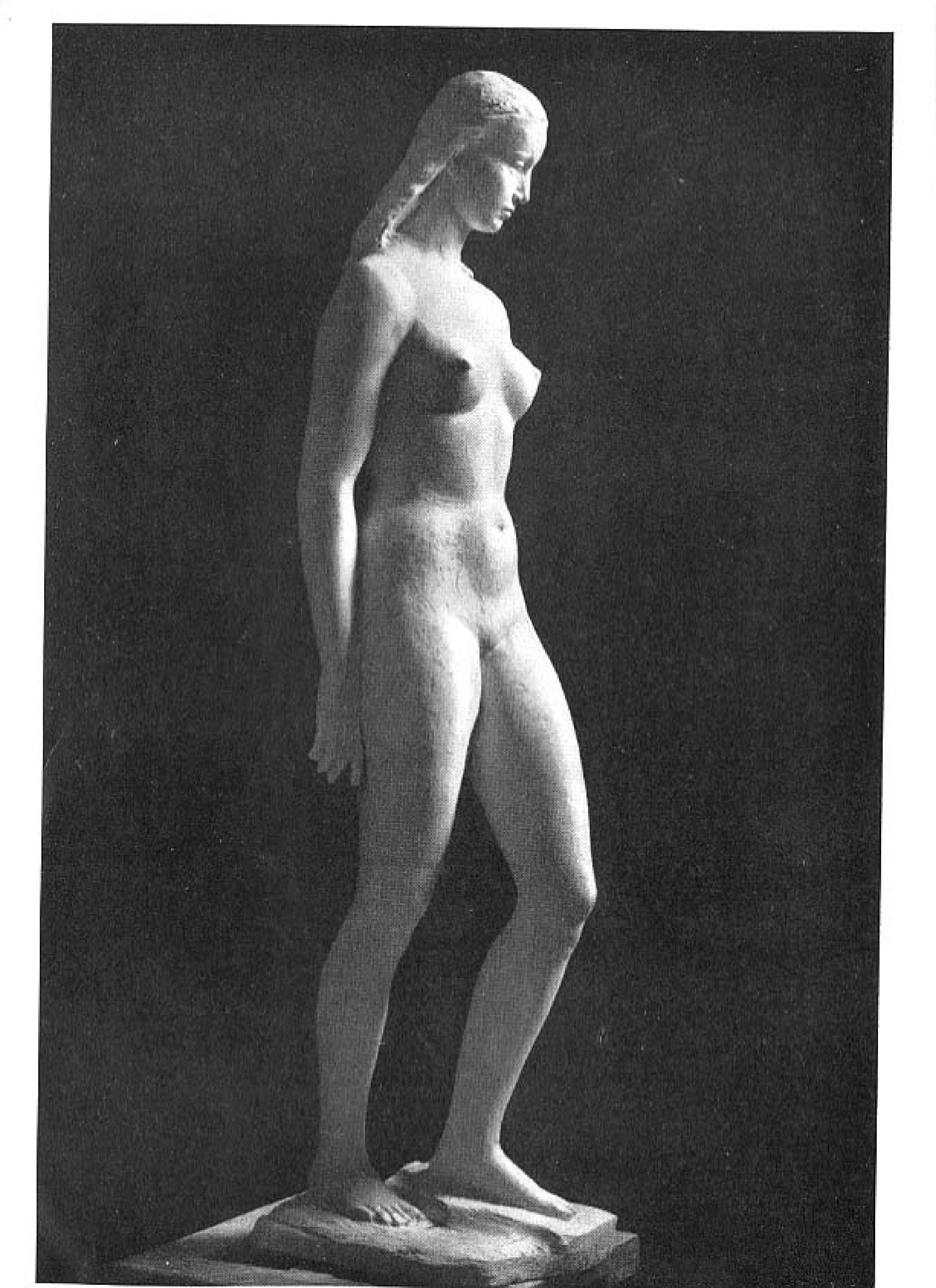


FAMILIENBILD VON REMBRANDT

In so harten Zeiten, wie sie uns Deutschen auferlegt sind, brauchen die Männer Frauen an ihrer Seite, die zu der Ursprünglichkeit ihres Wesens und der Wärme ihres Herzens auch die klare und besonnene Weite des Blickes fügen können. Wir brauchen Frauen, die das neue, gesunde Geschlecht, das wir erhoffen, heranbilden können; die von allem Beginn an ihre Kinder als Glieder ihres Volkes erziehen und wissen um das Gewordensein dieses Volkes und den geistigen Auftrag, der Geschick und Geschichte dieses Volkes bestimmt.

GERTRUD SCHOLTZ-KLINK

Auch das Bildnis der Maria im Freiberger Dom, aus dem



vor allem die Frage, inwieweit sich die Frau für dieses germanische Lebensgesetz und den Ausgangspunkt aller Sittlichkeit eingesetzt hat, wie sie es durch ihr Leben verwirklicht, verteidigt und lebendig gehalten, wie sie Ehre gelebt hat.

Ehre ist das gemeinsame Ideal von Frau und Mann

Von der Ehrenhaftigkeit der Frau sprechen unsere Quellen genau so wie von der des Mannes. Wichtig ist, daß sie auch das gleiche Wort für die Frau mit Ehrbewußtsein wie für den Mann gebrauchen, also auch hier keinen Wesensunterschied zwischen Manneshre und Frauenehre machen. Mit dem „drengr godr", dem „Ehrenmenschen" (eigentlich aufrechter, ehrbewußter Kerl) des alten Nordens, werden Mann wie Weib bezeichnet. Wir finden die Wurzeln des drengr-godr-Ideals in einer tieferen Schicht als in der Steigerung sogenannter „männlicher Eigenschaften". Vor allem aber scheint uns auch das wichtig, daß dieses Ideal der Ehrenhaftigkeit, das Im-Besitz-der-Ehre-Sein und sie stets beweisen, als Forderung für beide Geschlechter gestellt, in beiden auch seine Erfüllung findet und von beiden entwickelt worden ist. Uns, die wir bemüht sind, aus unserem Sprachgebrauch wie aus unserem Denken solch artfremde, alle Lebenserscheinungen nach „männlich" oder „weiblich" einordnenden Etikette zu entfernen, scheint die Formulierung dieser Auslegung zumindest gefährlich. Wir glauben, einmal Ernst machen und mit jener Auffassung aufräumen zu müssen, die alle Tapferkeit, Disziplin, Zucht und Ehre als „männliche" Tugenden anspricht. Auf solch einen Gesichtswinkel hat uns allein westisches und orientalisches Denken beschränkt. Germanische Frühgeschichte aber zeigt, daß die germanischen Bäuerinnen von demselben Mut, der gleichen Tapferkeit, Freiheitsliebe, Selbstzucht durchglüht sind wie ihre Männer, daß auch sie in jedem Augenblick bereit sind, für solche Werte das Leben einzusetzen.

Nicht nur die Frauen der Kimbern und Teutonen, Ambrorer und Tipuriner, deren furchtloser Tapferkeit im Römerkrieg, wilder Freiheitsliebe und heißem Ehrgefühl für immer und sogar von Feindeshand ein glänzendes Denkmal gesetzt ist, haben Beweise dieser ihrer „männlichen" Eigenschaften abgelegt, sondern auch diejenigen germanischen Bäuerinnen, deren Leben nicht so im Lichtkreis politischer Großereignisse stand; auch sie waren allein schon durch die Art des Lebens, den losen Verband der Gemeinschaft, die keinen allgemeinen Frieden kannte und die Sippe auf ihre eigene Kraft verwies, gezwungen, für die Sippe stark und tapfer zu denken und zu handeln. Sie mußten ihre eigenen Wünsche dem Wohl der Sippe nachstellen, sich selbst in Zucht halten. Wir wagen daher nicht, den Geist der Tapferkeit und Zucht, den Geist der Ehrhaftigkeit, als männlich oder weiblich zu bezeichnen, da wir ihn in beiden Geschlechtern gleich stark leben sehen. Wir wagen auch nicht, unseren Vormüttern den unverdienten Schimpf anzutun, sie unweiblich zu heißen, da sie „männliche" Tugenden zeigten. Wir können aber auch nicht solchen Auslegungen folgen, die den drengr-godr-Geist allein dem Manne zuschreiben wollen. Allein schon aus der Kenntnis germanischer Weltschau, Gemeinschafts-

ordnung, Persönlichkeitswertung, die nicht an das Geschlecht gebunden ist, kann es nicht wundernehmen, wenn immer wieder neben den für die Ehre sterbenden Männern germanische Bäuerinnen hervortreten, die vom gleichen Ehrbewußtsein erfüllt sind. Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das seinen Frauen etwas „Heiliges und Ahnungsvolles" zuspricht, ihnen nicht dasjenige aberkennen kann, das in germanischen Augen überhaupt erst zum Vollmenschen macht, die Ehre. Wichtig dagegen scheint es uns, daß im Laufe der Entwicklung eine orientalische Weltanschauung allmählich die germanische Art der Ehre der Frau totschweigt oder ihr einen anderen Inhalt unterschiebt. Frauenehre wird — orientalischem Lebensgefühl gemäß — einzig und allein eine physisch-sexuelle Angelegenheit, und schließlich versteht man darunter nur noch die körperliche Jungfräulichkeit und Unberührtheit. Begriffe werden hier vertauscht.

Im Muttertum liegt die höchste Ehre der Frau

Natürlich wird auch in Germanien Keuschheit gefordert; aber erstens hat diese Forderung für beide Geschlechter Geltung, und zweitens ist ihre Begründung eine wesensandere als die der orientalischen Lebensgebote: „Vor Ablauf des zwanzigsten Jahres mit einer Frau Verkehr gehabt zu haben, halten sie für äußerst schimpflich... Diejenigen, die am längsten keusch geblieben sind, ernten bei den Ihrigen das höchste Lob; sie meinen, daß hierdurch die Leibesgröße gefördert und Kräfte und Sehnen gefestigt würden."

Aus Cäsars Worten geht hervor, daß nicht etwa aus einer seltsamen Wertung des Natürlichen als Sünde, nicht aus Ängstlichkeit vor Verstrickung in sexuelle Ausschweifungen — deren Gefahr für die orientalische Mentalität um ein Bedeutendes größer ist als für das kühlere Blut des Nordens — der Norden in der Keuschheit sich einen Lebenswert gesetzt hat; und ferner geht daraus hervor, daß er sie nicht mit der Idee der Ehre verwechselt. Die Verletzung der Keuschheit bis zu einem bestimmten Alter oder, noch deutlicher gesagt, der geschlechtliche Verkehr in zu früher Jugend gilt in Germanien als leibliche und seelische Gefährdung des Menschen. Sie bedeutet eine Trübung des Vollkommenheitsideals vom Menschen und eine Bedrohung anderer germanischer Lebensgrundsätze. Hinter der Forderung der geschlechtlichen Unberührtheit des körperlich und geistig unreifen jungen Menschen steht der Wille, Reinheit und Kraft des Blutes nicht zu gefährden einerseits, andererseits der allgemeine sittliche Grundsatz der Selbstzucht, der für das ganze Leben des Germanen gilt.

Aus Verantwortung dem Blute gegenüber, das man in gleichwertiger Kraft dem Nachfahren zu geben hat, und aus Verantwortung vor dem eigenen Ich, dem Persönlichkeitswert, der von persönlicher Würde und Selbstachtung getragen wird, wird in Germanien Keuschheit vom unreifen Menschen verlangt. Ist dagegen der germanische Mensch an Leib und Seele zum vollen Menschen gereift, so ist es für ihn selbstverständlich, nicht dem Gesetz der Schöpfung und den Anlagen, die die Natur ihm gab, durch eigene krankhaft verzerrte Sinnsetzung zuwiderzuhandeln, indem er ihre Fruchtbarkeit und ihren ewigen Erneuerungswillen durch eine noch länger

behauptete Keuschheit unterbindet. Nicht gegen die Natur und gegen ihre Gesetze lebt der Germane, sondern mit ihr. Er läßt die Gaben, mit denen sie ihn bedachte, nicht aus einer menschlich vermessenen Entwertung heraus verkümmern, sondern er erblickt in ihrer Entfaltung erst die volle Erfüllung des Menschen, den die Natur zum Mann oder zum Weibe bestimmte, nicht aber zum geschlechtlosen Neutrum. Daher muß die Forderung einer übertrieben ausgedehnten Keuschheit, die Erklärung des enthaltsamen und zölibatären Lebens als dem eines höheren Menschentums in Germanien zunächst vollkommener Verständnislosigkeit begegnen, ja, muß sogar als Widerstand und Versündigung am ewigen Lebensgesetz selbst empfunden werden. Keuschheit ist also nur eine bedingte Forderung der Lebenshaltung für den germanischen Menschen, aber kein absoluter sittlicher Wert, der uneingeschränkt über der ganzen Lebensführung des Menschen steht. Jungfrau und Mönch sind nicht germanische Vorbilder, sind nicht höherwertige Menschen, sondern, da sie die ihnen gegebenen Kräfte nicht voll entwickelt haben, eher das Gegenteil.

Diese Auffassung von dem bedingten, nur dem unreifen Menschen verpflichtenden Wert der Keuschheit gilt in Germanien für den Mann und für die Frau. Daß die Jungfräulichkeit, die Unberührtheit der Frau durchaus nicht bestimmend ist, ja, gar nicht in Erwägung gezogen wird bei der Wertung der freien Germanin, beweisen am schlagendsten die Bestimmungen über Beischlaf- und Totschlagsbußen für Frauen. Das schwäbische Volksrecht bestimmt, daß der Beischlaf mit einer verheirateten Frau (mulier) doppelt so hoch zu büßen ist wie der mit einer Jungfrau (virgo), also nicht die Jungfräulichkeit, Keuschheit und Unberührtheit setzen den Wert bzw. die Wertverletzung fest. Die salischen, ripwarischen und thüringischen Rechtsbücher bestimmen als Totschlagsbuße einer gebärfähigen Frau oder einer, die bereits zu gebären begonnen hat, das Dreifache von der einer noch nicht gebärfähigen Jungfrau. Gerade diese Rechtssätze, bei denen ja der Unterschied zwischen der Jungfrau und dem Weibe (virgo und mulier) zur Sprache kommt, machen so recht deutlich, daß der Begriff der Keuschheit bei der Wertsetzung der Frau auch nicht im geringsten ausschlaggebend ist, daß man an ihn überhaupt nicht einmal denkt, denn die Tötung einer Frau wird als dreimal so schwerer Verlust gewertet wie die einer Jungfrau! Nicht die Keuschheit, sondern der biologische Wert der Frau, der im Gegenteil von der Aufgabe der Jungfräulichkeit zur Erfüllung der Mutterschaft abhängig gemacht ist, sind entscheidend für die Bewertung der Frau. Deutlicher kann die germanische Anschauung über den nur bedingten Wert der Keuschheit nicht gemacht werden als hier. Der gebärenden Frau, der Mutter, deren Empfängnis niemals eine Befleckung sein kann, kommt zunächst der höhere Wert in Germanien zu, da sie das Lebensgesetz für sich und ihr Volk erfüllt. Der persönliche Wert der Frau aber hängt, wie betont wurde, von ihren Anlagen, Leistungen und ihrem Charakter ab, von Seele und Herz, Geist und Gemüt.

Woher kommt nun diese Wertung der Keuschheit als sittlicher Begriff? Wie konnte die Unberührtheit in der Moralauffassung sogar eine Gleichsetzung mit „Frauenehre" erlangen?

Wir erinnern uns, daß germanische Frauenideale, „germanische Heilige" immer Mütter, Urmütter waren (Frigg, Frau Holle), daß nach germanischem Empfinden die Empfängnis kein Makel, keine Befleckung und Entwertung war, eher hingegen eine solche Deutung als Beleidigung der germanischen Mütter empfunden worden wäre. Wir erleben in den Sagas hundertfach, daß Witwen ebenso begehrt wie junge Mädchen sind und daß kein Germane je auf den Gedanken kommt, eine Witwe habe geringeren Wert, da sie nicht mehr unberührt ist.

Jüdisch-orientalischem Geist dagegen scheint die Jungfrau begehrenswerter als die Frau; mit Absicht ist hier das Wort „begehrenswert" gewählt, denn es handelt sich bei der höheren Bewertung der Jungfrau nach orientalischem Empfinden ursprünglich wohl kaum um eine sittliche Wertung der Keuschheit. Wenn das heilige Buch des Islams, der Koran, den rechtgläubigen Muselmännern immer wieder als Belohnung in den paradiesischen Gärten „Jungfrauen, die noch kein Mensch und kein Geist vor ihnen berührt hat" zu ihrem Genuß verspricht, so geht daraus hervor, daß die Keuschheit der Frauen für den Orientalen tatsächlich einen besonderen Wert haben muß, da sie ihm gewissermaßen ja als Belohnung und Freude des Paradieses vorgehalten wird.

Nur kann die Jungfräulichkeit, die Unberührtheit unmöglich ein sittlicher Wert, sondern muß ein sinnlicher in den „Wonnegärten Edens" gewesen sein; denn die Keuschheit der Frau hat ja nur den einen Sinn, daß sie dem Manne versprochen wird, der sie in jenem höchsten Freudeleben des Jenseits zerstört. Der Besitz der „schwarzäugigen Jungfrauen, wie Perlen in der Muschel", der Gotteslohn der Gläubigen im Paradies, spricht ganz eindeutig davon, daß die Keuschheit der orientalischen Frau nur für einen größeren Genuß des Mannes gefordert wird.

Damit haben wir gefunden, bei welcher Rasse die Unberührtheit der Frau eine so augenfällige Rolle spielt und was hinter der Forderung der Keuschheit eigentlich steckt. Der Germane allerdings wäre kaum auf die Vorstellung einer jungfräulichen Mutter gekommen und hätte in ihr auch keinen höheren Wert erkennen können. Seine Göttinnen und die ihm lieben und hohen Frauen tragen mütterliche Züge und sind Mütter. Mütterlichkeit gerade erhöht sie. Wenn nun im Zuge einer eindringenden fremden Wertung die jungfräuliche Gottesmutter die mütterlichen Gottheiten Germaniens verdrängte, die Nonne über die germanische Sippenmutter gestellt und die Höherbewertung der Jungfräulichkeit als der Mütterlichkeit und Mutterschaft so lange dem germanischen Menschen eingehämmert wird, bis er sie in sein Gesittungsbild aufnimmt, so dürfen wir daran die ganze Tiefe des gewaltsamen Umbruchs germanischer Weltanschauung und die gewaltige Erschütterung des sicheren germanischen Lebensgefühls ermessen. Welchen Bruch im germanischen Menschen muß diese fremde Anschauung bewirkt haben, ehe sie germanische Bauerntöchter so weit aus der Sicherheit ihrer gesunden, lebensfrommen Weltanschauung herausriß, daß sie den Schleier nahmen, wie uns das von den Mädchen eines ganzen Dorfes berichtet wird!

In der bäuerlichen Gesittung lebt die germanische Ehrauffassung weiter

Die bäuerliche Gesittung auf dem Lande sieht auch heute noch nicht so aus, wie es nach den neuen Lehren gewünscht wird. Noch heute leben in alter Kraft jene Bräuche, die einst aus anderer, arteigener Sittlichkeit geboren wurden, einer Sittlichkeit, die sich mit der später gelehrten, fremdartigen nicht in Einklang bringen läßt. Trotz aller Bedrohung mit Höllenpein und Fegefeuer hat sich das Fensterln bei den südlichen deutschen Stämmen als anerkanntes Recht der jungen Menschen erhalten, und niemanden würde es einfallen, es als sündhaft anzusprechen. Selbst die zum Hüter und Richter der Sittlichkeit sich bestellt glaubende Obrigkeit sieht, wenn nicht verständnisvoll, so doch ohnmächtig darüber hinweg. Der grundsätzlich mutterschaftsfeindlichen christlichen Forderung der Keuschheit zum Trotz ist es nichts Seltenes, daß junge Bauernmädchen ihrem späteren Mann schon vor der christlichen Segnung und Eheschließung Kinder schenken. Sie werden aber deshalb noch nicht mit Schimpf und Schande belegt von den gleichgearteten bäuerlichen Menschen, unter denen sie leben, und die vorehelichen Kinder gelten nicht als mit Makel behaftete Sündenkinder. Erst wenn ein Mädchen ihre innere Haltlosigkeit zeigt, wird sie von dem sittlichen Gefühl der Gemeinschaft abgelehnt, durchaus aber noch nicht dann schon, wenn sie den Vater ihres Kindes erst nach dessen Geburt heiraten kann. Die fremde, orientalische Keuschheitswertung spricht hier wenig mit, wohl aber das alte germanische Sittengesetz von der Bewahrung des Blutes und der inneren Zucht. Die Verletzung der Keuschheit gilt daher auch heute noch nicht immer als Verlust der Ehre schlechthin, genau so wenig wie in Altgermanien. Hinter der Forderung der Keuschheit in Germanien steht der Wille, die Reinheit und Kraft des Blutes nicht zu gefährden einerseits, andererseits der allgemeine sittliche Grundsatz der Selbstzucht, der für das ganze Leben des Germanen gilt. Darum wird Keuschheit als Lebenshaltung auch in Germanien gefordert. Aber sie ist ein eigener Wert neben der Ehre, ein Besitz, dessen Verlust den Wert der Frau unter Umständen mindern kann, der aber nicht ohne weiteres einem Verlust ihrer Ehre gleichkam. Wem wäre es eingefallen, eine Thordis Surstochter für ehrlos zu schelten! Das Urteil der germanischen Gemeinschaft ist nicht so dogmatisch gebunden, sondern richtet sich auch da nach den jeweiligen Umständen. Auch die Rechtsbücher sprechen dafür, die die Beischlafsbußen erst dann einstellen, wenn eine Frau sich mit dem vierten oder fünften Manne eingelassen hat, ihre innere Haltlosigkeit also bewiesen ist. In die gleiche Richtung deutet auch der Umstand, daß die Jungfräulichkeit in alter Zeit als Ideal nie bestanden hat, ja, kaum ein Begriff gewesen sein kann, denn es fehlt das Wort dafür. Das hängt natürlich damit zusammen, daß man die Aufgabe und das Ideal eines erfüllten Frauenlebens in der Mutterschaft erblickte. — Nach allem ist wohl klar, daß die Keuschheit des unreifen Menschen einer unter anderen bedingten Lebenswerten in Germanien ist, Ehre aber das höchste Lebensgesetz.

Keuschheit ist aber nicht Frauenehre. Diese Verengung, die Folge einer fremden, germanisches Frauentum verletzenden Wertung, eröffnet erschütternde Ausblicke in jene Prügelehen, denen wir vom Mittelalter an auf Schritt und Tritt in den Quellen begegnen, eröffnet aber auch Verständnis

für die Verfallserscheinungen, die das Frauenleben der modernen Zeit zeigt. Denn was bleibt der Frau, nachdem man ihre Persönlichkeit von vornherein entwertet, sie von vornherein als Urheberin der Sünde, als stoff- und fleischgebundene Verkörperung des schlechten Prinzips, dem geistigen besseren männlichen Pol entgegenstellt! Was bleibt ihr, wenn man sie obendrein noch aus dem festen Rahmen des Sippenverbandes löst und nun auf ihr sündenbeladenes, schuldbelastetes Ich stellt bzw. sie dem Manne als ihrem „Herrn" versklavt! Wo bleiben ihr Selbstbewußtsein, ihre Freiheit und Verantwortung, diese ersten Voraussetzungen aller Sittlichkeit!

Aber das „Er soll dein Herr sein" bedeutet nicht nur die Zerstörung aller germanischen Frauengeltung, die Vernichtung jeder Möglichkeit ihrer selbständigen Mitarbeit an der Gestaltung der Volksgemeinschaft und insofern auch krankhafte Zerrüttung der Gemeinschaft, als die Frau der andere Bestandteil ist, aus dem sie sich zusammensetzt, sondern bedeutet eigentlich auch, daß der Mann sich das Monopol der Gesittung anmaßt, sozusagen Herr der Sittlichkeit wird. Tatsächlich wird er dann auch in den Fragen der Gesittung, der Moral, Ethik oder wie man es sonst nennen mag, maßgebend, der sie nach niedergeschriebenen dogmatischen Grundsätzen „lehrt". Nachdem man der Frau die Sicherheit ihres Gefühls für Recht und Unrecht genommen, sie von ihrer Minderwertigkeit mehr oder weniger überzeugt und die ihr mit dem Blute gegebene Sittlichkeit als schlecht bezeichnet hat, konnte es natürlich nicht mehr allzu schwer sein, sie gerade in Gesittungsfragen auszuschalten.

Margarete Schaper-Haeckel

Gespräch an der Wiege

Ich denke im Alleinsein oft:
ob unser kleiner Sohn die gleicht
und ob, was wir uns heiß erhofft,
einstmals wohl ihn erreicht?

Sanft geht die Wiege her und hin,
wie schläft er tief in seiner Welt,
die ihn aus Traum und dunklem Sinn
umschließt und seinen Atem hält!

Als du ihn sahst, war er so klein
und arm, wie Neugeborene sind -
doch unser Glück erblühte rein
und reich erfüllt in unsrem Kind.

Sei nur getrost: wir warten still,
dein Kind und ich, bis dir die Schlacht
den hellen Lorbeer kränzen will
nach einer dumpfen, langen Nacht.

Und kehrst du nicht zu mir zurück:
unsterblich wird dein Leben sein
in deines Sohnes Zukunftsblick.
Wir sind niemals allein.

MARIA FORSTER

Aus einem Feldpostbrief

den 16. 9. 41.

„Morgen geht's weiter. Da vorn weht ein zweifacher Wind, denn die sowjetischen Granaten verdoppeln den sonst üblichen. Man lernt dort Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung, aber daneben auch noch die Tapferkeit für die eigenen Männer, die verantwortungsbewußte Tapferkeit. — Vieles in Deinem Briefe hat mich sehr berührt, auch wenn ich in entscheidenden Punkten entgegengesetzter Ansicht bin. Du schreibst: „Das Schicksal schiebt einem ohne eigenes Zutun die Frau des Lebens in den Weg. Der Mann sucht sich also weder seine zukünftige Frau, noch wählt er sie. Ist sie vor ihn hingestellt, dann *muß* er lieben, beinahe blind und wie ein alter Egoist. Zwei Menschen müssen sich plötzlich und unerwartet finden, dann wird ihre Liebe eine innere. Wenn du aber erst suchst und wählst, womöglich noch nach besonderen Gesichtspunkten, ist deine Liebe rein äußerlich."

Höre einmal zu, alter Herold. Zwar haben wir Dir diesen Namen damals in Liegnitz gegeben, weil Du mit Deinen langen und dürren Gliedmaßen durchaus zu dem Gaul „Herold" paßtest, auf dem Du im Deutschen Trab durch die Reitbahn geschleudert wurdest. In diesem Briefe aber bist Du ein seltsamer Herold, ein schlechter Rufer geworden.

Die Sehnsucht eines Mannes nach einer Frau hat immer eine bestimmte Form. So wie er veranlagt ist, so sieht das Bild jener Frau aus, die er sich wünscht. Es ist eine ganz bestimmte Wunschgestalt, ein Abbild der Sehnsucht seines Herzens. Natürlich sucht der Mann sich seine Frau, schon allein insofern, als er sich mehr zu jener hingezogen fühlen muß und mit der eine innere Harmonie spüren wird, die seinem Wunschbilde entspricht oder ihm angenähert gleichkommt. Das trifft wohl für jeden Mann zu, also auch für Dich. Hat die ersehnte und gesuchte Frau als Verwirklichung seines Inbildes alle jene Eigenschaften, die auch diesem eigen sind, dann wird sein Suchen durch eine große Liebe belohnt werden.

Nur dann also kannst Du Dich mit einem anderen Menschen zu einer großen Harmonie finden, wenn sich in ihm das von Dir geformte Inbild verwirklicht. Ein anderes „Sich-Finden" gibt es nicht. Die Größe der Harmonie ist abhängig von dem Maß der völligen oder angenäherten Verwirklichung.

In dem von mir erträumten Wunschbilde ist die Erbgesundheit enthalten, die Gesundheit fraulicher Empfindungen, ehrenhafte Ansichten und freilich auch ein bestimmtes Aussehen. Nur die diesem Bilde entsprechende Frau *suchte* ich, *wählte* ich auch, da mich andere nicht anzogen, mit anderen ich auch charakterlich schon deshalb nicht harmonieren konnte, weil sie von anderem Wesen sein *mußten*. Denn mein Wunschbild trug andere Züge und Eigenarten.

So wie jenes Bild mit den ihm von Dir gegebenen Eigenschaften ist, so bist auch Du. Denn Dein „Typ" ist von Deinem Wesen. *Bist Du Nationalsozialist, so muß Dein Wunschbild so geschaffen sein, daß sich in ihm die Belange Deines Volkes erfüllen.*

Ganz scharf gesehen, ist die Weltanschauung in der Liebe eben *keine* Äußerlichkeit, sondern tiefste Innerlichkeit, weil alles zu den Sehnsüchten Deines Herzens gehört, zu Deinem Inbilde, zu der von Dir erträumten Wunschgestalt. —

Nun zu Deiner „blinden" Liebe. Irgendwie ist jede große Liebe „blind". Dein Ich schließt nämlich nicht alle Möglichkeiten menschlicher Formen ein und darum auch nicht das Wunschbild als Ausdruck der Zusammensetzung Deines Wesens. In der Wirklichkeit der erwählten Frau müssen daher *alle* Seiten des von Dir geschaffenen Abbildes sich finden und erschöpfen, um Dir zur großen Liebe zu verhelfen. Das, was daneben und darüber ist in dieser Frau, stört und hindert Dich nicht im empfundenen Maße Deiner Beglückung. Bekanntlich gleicht ja kein Mensch dem anderen. In der Nichtbeachtung alles Überschüssigen, das nicht unmittelbar zu Deiner Beglückung beiträgt, ist jede große Liebe „blind". Auch hiermit ist also wiederum gesagt, daß ein Mann, der erbgesundheitlichen und schweren charakterlichen Fehlern einer Frau gegenüber „blind" ist, weil sein Wunschbild diese völkischen Notwendigkeiten nicht umfaßt, auch kein guter Nationalsozialist sein kann. —

Es gibt einen kleinen Egoismus in der Liebe, aber der ist von einer ganz anderen Art, als Du ihn meinst. Vielleicht ist es tatsächlich so, daß man in dem geliebten Menschen, in dieser Verkörperung seines Inbildes, nur sich selber, seine eigene Wertung, seine eigene Seele und die Gestalt ihres Rufens liebt. Aber auch wenn es so wäre, was hätte dies zu sagen? Natürlich will in Liebesdingen jeder selig und glücklich sein und die Befriedung der eigenen Seele verspüren. Doch ein Liebender ist ja erst dann beglückt und gesättigt, wenn er den anderen Menschen glücklich gemacht hat und ihn ebenso selig und beschenkt sieht. Das ist so bei allen hochgearteten Menschen. Der Liebende ist ein Schenkender, ein Beglückender, um selber beschenkt und mit einer gestillten Seele zu sein. Wohl ist dies eine Selbstsucht. Doch was geht es den geliebten Menschen an, der ihre Auswirkungen in der ihn glücklich machenden Form, in der Liebe, zu spüren bekommt? Und beschenkt sich dieser nicht auch selbst auf gleiche Art und Weise? Es ist ein heiliger Egoismus! —

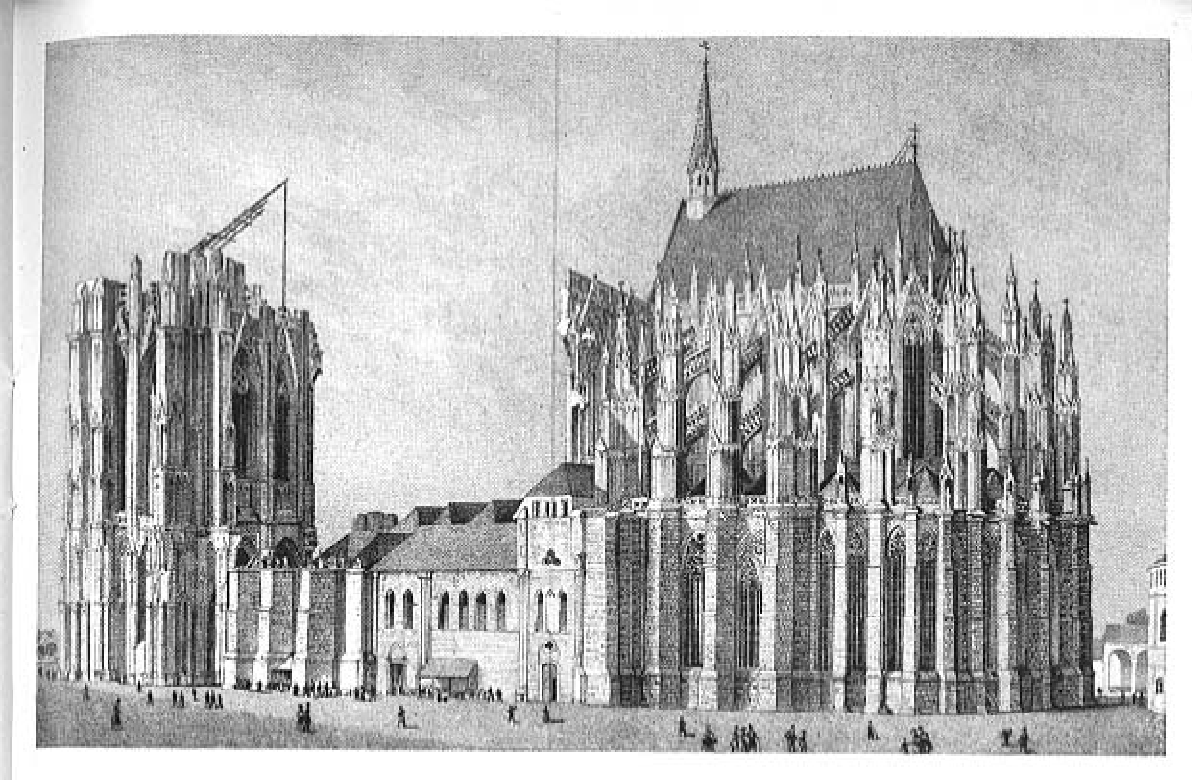
Hoffentlich merkst Du, daß ich Dir keine Abhandlung über die seelischen Hintergründe der Liebe habe schreiben wollen. Es fällt aber leichter, sich über diese Dinge schriftlich zu äußern als darüber zu sprechen. Dann weißt Du ja auch selbst, daß gerade wir uns hier draußen die größte Empfindsamkeit und das wachsamste Gefühl für alle Dinge des Gemütes bewahren müssen, weil wir sie als Ausgleich gegen die Verhärtung unserer Kriegerseelen bitter nötig haben.

Heil und Sieg!

Dein Walter H."

Was sol eynem bauren eyn zart megdlin? Jhm gehört eyn starcke bäurin so ihm butter und käs machet.

ALTER SPRUCH



DER KÖLNER DOM VOR DER ZEIT SEINER FERTIGSTELLUNG / NACH EINEM ALTEN STICH

Die unsterblichen Werke

Als vor einiger Zeit die Nachricht aus Amerika kam, dort sei ein „Verein zur Wiederherstellung bombenzerstörter europäischer Kunstwerke" gegründet worden, ging ein Hohngelächter durch ganz Europa. Ein treffliches Beispiel für einen ähnlichen Vorgang schildert uns Shakespeare in seinem Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung": Der von der Jagd heimkehrende Lord läßt den betrunkenen Kesselflicker Christoph Schlau als vornehmen Herrn verkleiden. Der Lord und seine Diener verstehen es, dem Landstreicher seine neue Rolle so überzeugend einzureden, daß er schließlich selbst daran glaubt. Er fühlt sich als Lord und glaubt als solcher zu handeln, während er sich in Wirklichkeit nach wie vor wie ein Kesselflicker benimmt. In diesem Widerspruch zwischen dem eingebildeten und tatsächlichen Sein und Handeln des Christoph Schlau liegt die komische Wirkung, die den Veranstaltern dieses Schabernacks ihr köstliches Vergnügen bereitet und uns zum Mitlachen zwingt.

Wenn einer sich für etwas hält, das er in Wirklichkeit nicht darzustellen vermag, ohne daß er selbst diese Unfähigkeit merkt, dann macht er sich lächerlich, und er betont damit noch stärker das, was er nicht sein möchte, seine eigentliche Wesensart.

Wenn die Amerikaner bedenkenlos unsere Dome zerstören, dann handeln sie so, wie es ihrer Art entspricht. Wenn sie dazu aber noch so tun, als seien sie um die Erhaltung eben dieser von ihnen selbst zerstörten Dome besorgt, so fordern sie unseren grimmigsten Spott heraus, und sie offenbaren damit ungewollt ihren eigentlichen Charakter, den sie uns so gern verheimlichen möchten. Was lernen wir daraus?

Die Amerikaner sind unfähig, europäische Art zu leben und die darauf gegründeten Ansprüche zu verstehen. Unsere Kunstwerke, die uns Sinnbilder unserer höchsten Lebensvorstellungen sind, bedeuten ihnen nichts. Sie scheinen ihnen Gegenstände wie andere auch, allenfalls interessante Sehenswürdig-

Aus den Schnitzereien dieses Wikingerschiffes lesen wir die ganze Lebensart unserer Vorfahren unverkürzt ab. Darum sind uns die gefundenen Reste so wertvoll wie das Ganze. / Osebergschiff



Warum wollen wir bedauern, daß an diesem griechischen Relief die Köpfe fehlen, wenn uns aus jeder Rundung dieses köstlichen Meisterwerkes der griechisch-arische Geist in seiner ganzen Größe anweht und uns zu gleicher Haltung befruchtet? / Unser Bild: „Die Geburt der Aphrodite", Ionisches Relieffragment aus dem Beginn der klassischen Epoche (Anf. 5. Jahrh. v. d. Zw.)

keiten, Objekte des Fremdenverkehrs, taxierbar nach dem Seltenheitswert. Sie meinen, wenn man durch einen Verein genügend Geld zusammenbringe, könne man die zerstörten Werke nach dem Kriege binnen kurzem wieder in ursprünglichen Stand versetzen. Vielleicht haben sie schon die zu erstellenden Kubikmeter, die erforderliche Zeit und den Bedarf an Dollars ausgerechnet. Wie weit entfernt ist diese Einstellung von der unsrigen! Wir wissen, daß die angerichteten Schäden mit Geld und Arbeitsaufwand allein nie wieder gutzumachen sind. Bei uns haben nicht nur einige Kunstsachverständige, sondern das ganze Volk in seiner Gesamtheit gespürt, daß mit der Zerstörung der Dome in Köln, Mainz, Aachen, Lübeck und anderen Städten unersetzbare Werte geschändet wurden. Je lieber uns ein solches Werk, je mehr es uns ans Herz gewachsen war, um so größer ist der Haß, den wir gegen die Zerstörer empfinden. Allein — niemals ist für uns Maßstab für den Wert eines künstlerischen Werkes die technische Vollständigkeit gewesen. Auf die amerikanischen Hochhäuser mag es zutreffen, daß sie nur im „schlüsselfertigen" Zustande einen Wert besitzen. Niemand würde wohl in späteren Jahrhunderten die Bruchstücke eines Wolkenkratzers ausgraben und ins Museum stellen. Bauwerke wie der Kölner Dom stellten bereits zu der Zeit in jedem einzelnen Teil unvergängliche Werte dar, als sie durch Jahrhunderte hindurch noch unfertig dastanden. Jede Säule, jede Kreuzblume, jede Rosette war die Verkörpe-



Philipp Otto Runge „Wir drei" / Eines der beim Brand des Münchener Glaspalastes vernichteten Gemälde

rung des Ganzen, ein in sich gerundetes Kunstwerk für sich. Und wenn wir die Dome als ewige Mahnmale an die Frevler im heutigen bombenverwüsteten Zustand stehenließen, würden sie wertvoller bleiben, als wenn die Amerikaner sie „restaurieren" würden. Solche Werte lassen sich nicht mit Geld und anderen nichtkünstlerischen Maßen messen. Sie lassen sich auch nie erkaufen. Wer sie nicht hat, wird sie nie besitzen; wem sie aber zugehören auf Grund seines Blutes und jahrhundertelang gehüteten Erbes, der wird sie nie restlos verlieren, auch wenn sie durch brutale Gewalt vernichtet werden.

Unser Kontinent ist reich an solchen Werten. Aus dem griechischen Boden gruben wir die Tempel und Statuen in unvergleichlicher Schönheit aus. Im Norden fanden wir die reichverzierten Schiffe der Wikingervorfahren, am Rhein bleiben uns die Ruinen der Burgen, Klöster und Kirchen ewige Sinnbilder für germanischen Schöpfergeist.

Solange wir von ihnen noch kleinste Reste besitzen und solange wir unser Bluterbe wahren, solange werden wir auch die Fähigkeit besitzen, aus den gleichen Wurzeln, wie die Ahnen schufen, immer wieder neue Sinnbilder unserer Art zu schaffen aus eigener Schöpferkraft. Mit Ehrfurcht werden wir das überkommene Erbe hüten, seien es die Heiligtümer aus Griechenland, Rom oder aus dem Norden. Sie geben uns die Kraft und die Haltung, wieder neu die Gestaltungen in Stein und Farbe erwachsen zu lassen, als ein Hoheslied auf die Unsterblichkeit, als einen Gesang auf Gott.

H. Kl

Das ist, o Sterblicher, deine Unsterblichkeit

Aus der vedischen Dialog-Prosa des beginnenden 1. Jahrtausends v. Zw., die immer wieder und in großartiger Mannigfaltigkeit um die auch den indoarischen Menschen bewegenden Gedanken von Tod und Unsterblichkeit kreist, seien hier drei Textquellen in der Übertragung K.F. Geldners ausgehoben, weil sie, wie wenig andere der indogermanischen Frühzeit, unmittelbar den unzerstörbaren Zusammenhang mit unserer Gegenwart bezeugen: Im Einssein mit der Allwelt, im Bekenntnis zum Kind, in der Absage an das Mönchtum, in der Hingabe an das Werk.

„Was gewinnt man denn durch den Sohn, den alle wünschen, die Einsichtigen und die Toren?"

„In ihm zahlt er seine Schuld und erlangt die Unsterblichkeit, wenn der Vater seines neugebornen lebenden Sohnes Antlitz sieht.

Soviel Genüsse für die Lebenden die Erde hat, soviel das Feuer, soviel das Wasser, noch mehr Genuß hat der Vater an seinem Sohn.

Immer sind die Väter durch einen Sohn der dichten Finsternis entgangen, denn als sein Selbst ward er aus seinem Selbst geboren. Er ist das über den Strom hinübertragende Schiff.

Was soll der Schmutz, das Tierfell, der struppige Bart, die Kasteiung? Erstrebet einen Sohn, ihr Brahmanen, der ist die unbestrittene Welt!"

„In den Kindern pflanzest du dich fort, das ist, o Sterblicher, deine Unsterblichkeit!"

Übergeben von Prof. Dr. Wüst-München

Würdig des Reiches sein

Im März 1939 sah ich auf dem Bahnhof einer Stadt, die stets als besonders deutschfeindlich galt, ja, die in ihrer Deutschfeindlichkeit einen gewissen von alters her verbürgten Ruf genoß, einen jungen und deutschen Soldaten stehen, um ihn herum ein kleiner freier Raum, und um diesen Bannkreis herum, zu beiden Seiten und im Rücken des einsamen deutschen Soldaten das abgerüstete, waffenlose Militär des anderen Volkes und die aufgeregten Frauen dieser heimkehrenden Soldaten; alle mit finsteren Blicken, alle voll kaum verborgenem und schwelendem Haß, alle voll Zorn und Wut über das Schicksal ihres Landes, das sich in so unvorstellbar kurzer Zeit, über Nacht und bei Schneegestöber entschieden hatte. Da stand nun als Bote und als Träger dieser neuen Zeit, die das andere Volk aus seinen überkühnen Träumen geweckt und in die nüchterne kalte Wirklichkeit zurückgeführt hatte, dieser Soldat mit seinem Stahlhelm, kleiner dem Wuchs nach als die anderen, sich um ihn herum drängenden fremden Soldaten, und unser Mann schien weder die bösen Blicke zu merken noch daran zu denken, wie ohnmächtig er allein gegen die vielen anderen Männer und deren heftige Frauen gewesen wäre. Er tat seinen Dienst, man hatte ihn dort hingestellt; wie man ihn ansah und was man über ihn dachte, schien ihm vollkommen gleichgültig zu sein. Ich kannte das Land, ich kannte die Leidenschaft dieses Volkes, und ich dachte mir: Dort steht das Reich! Den Bannkreis um diesen unverletzlichen Mann dort hatte das Reich gezogen. Dieses Ansehen nun und diese Unverletzlichkeit, darüber seid ihr euch doch wohl einig, hat sich nicht der kleine deutsche Soldat selbst erworben; die hat ihm das Reich und die Wehrmacht dieses Reiches geliehen. Und dieser Mann wäre ein Dieb, wenn er dem Reiche nicht das gleiche Ansehen zurückgäbe, wenn er durch schlechtes Betragen einen Teil, und zwar gerade jenen, der ihm verliehen worden ist, unterschlüge. Denn er, der selbst diesen Waffenruhm genießt, darf doch die Ehren seiner Waffen nicht beflecken.

Fast alle Soldaten, die das Unglück hatten, verwundet in Gefangenschaft zu geraten, erfuhren es, daß die einfachen Menschen in den kleinen, weltabgeschiedenen Dörfern Rußlands, Serbiens und Rumäniens mit ihren groben Fingern behutsam die Gesichter der Gefangenen abtasteten, um zu spüren, ob diese auch wirklich Menschen wie sie selbst von Fleisch und Blut seien und nicht jene Ausgeburten der Hölle, als die man uns immer wieder geschildert hatte. Sie bestaunten uns genau so, wie du jene Lebewesen bestaunen würdest, die man mit einem Netz aus der Tiefe des Meeres heraufgefischt, und vor dir ausgebreitet hat. Nun waren wir diesen einfachen Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, in greifbarer Nähe, nun staunten sie, daß man uns die uns angedichteten Gemeinheiten nicht von der Stirne ablesen konnte.

Kommst du aber als Sieger in ein fremdes Land, so wird man dich nicht nur bestaunen, man wird dich, da du in Waffen dastehst, hassen, man wird dich meiden, wird dir ausweichen und wird wünschen, das in dir sehen zu können, was man in diesem Lande nur allzugerne von deinem Volke gehört

und geglaubt hat. Tausend Blicke werden dich belauern, tausend Augen werden dich überallhin verfolgen, tausend Blicke werden dein Gesicht abtasten und werden prüfen, ob der Erfolg, den deine Kameraden errungen haben, sich durch dein Aussehen und durch dein Auftreten erklären läßt. Was du dir vor diesen prüfenden Augen vergibst, vergibst du deinem ganzen Volk, was du dir vor diesen Augen erwirbst, erwirbst du deinem ganzen Volke.

Um zu zeigen, wie streng man in jeder ordentlichen Armee über das Verhalten der eigenen Soldaten im besetzten Gebiet dachte, will ich hier ein Beispiel aus längst vergangener Zeit anführen. Im Jahre 1864 führten Österreich und Preußen gegen Dänemark Krieg. Die österreichischen Truppen hielten Jütland besetzt. Der österreichische Generalstäbler Gründorf berichtet:

„Auch an Hafer, Heu und Streustroh wurden die Rationen so reichlich bemessen, daß unsere Pferde früher nie so gute Zeiten gesehen hatten als damals in Jütland, nach Eroberung dieser stramm dänischen Provinz. Trotzdem kam es einmal vor, daß sich die Husaren in ihrem Übermute an einem Heuschober vergriffen, welcher Privatbesitz war. Da kam plötzlich der Bürgermeister von Kolding, wo sich dies ereignete, in großer Aufregung zu mir und beschwor mich, um Gottes willen zu verhindern, daß unsere Leute auf eigene Faust requirierten; denn, sagte er, wenn sich ein solcher Fall wiederholte, so könne er für nichts mehr einstehen. Auf meine Gegenbemerkung, daß mir die Sache nicht so erheblich scheine, um gleich mit Drohungen aufzutreten, erwiderte mir der brave Mann: „Herr Hauptmann, Sie kennen das dänische Volk nicht genugsam, sonst müßten Sie wissen, daß man auf streng gesetzlichem Wege alles von ihm fordern kann, daß aber ein Eingriff in das Privatrecht eines Dänen die übelsten Folgen nach sich ziehen muß; denn so wie der Däne selbst die höchste Achtung vor dem Gesetze hegt, so fordert er auch von jedermann, selbst dem Feind, daß er auf gesetzlicher Basis bleibe. Sie haben als Sieger unzweifelhaft das Recht, Kriegskontributionen von uns in beliebiger Höhe zu fordern, und wir werden sie auch pünktlich leisten wie bisher. Verlangen Sie das Doppelte der gegenwärtigen Lieferung an Verpflegungsartikeln für Mann und Pferd, und ich stehe Ihnen persönlich für die prompte Beistellung. Verhüten Sie aber jeden selbständigen Eingriff Ihrer Soldaten in unser Privateigentum, wenn Ihr tapferer General Gablenz Wert auf die ungetrübten Beziehungen legt, welche zwischen Ihrer bewunderungswürdigen Armee und unserer Bevölkerung bestanden haben." Ich versprach dem braven Manne, ungesäumt dem Korpskommandanten Vortrag über diese Angelegenheit zu erstatten und versicherte ihn im voraus, daß dieser die allerstrengsten Maßnahmen gegen jedwede Ausschreitung unserer Truppen treffen werde.

Gablenz war sehr aufgeregt über diese Ausschreitung der Husaren gegen seine strengen Befehle. Auf meine Meldung über den Besuch des Bürgermeisters wurde der Armeebefehl, welcher gleich zu Beginn des Feldzuges die Requisition auf eigene Faust verpönte, sofort in Erinnerung gebracht. Auf jeden, auch noch so unbedeutenden Fall von Verletzung der Manneszucht war die standrechtliche Erschießung gesetzt. Das wirkte, und längere Zeit wurde nicht die leiseste Klage mehr laut.

Erst gegen Ende der Besetzungszeit ereignete sich ein Vorfall, der den eben-

so gutherzigen als rechtlich denkenden Gablenz in die schlimmste Zwangslage versetzte ... Ein Husarenkadett aus altungarischem Adel, welcher eine Streifenpatrouille führte, übernachtete in einem Gutshofe, wo er im Schlafzimmer ein kleines Bild von ungewöhnlicher Vollendung sah. Selbst Amateur, vielleicht Kunstschwärmer, wollte er das kleine Juwel um jeden Preis ankaufen. Die Besitzerin, eine Witwe, erklärte aber ganz entschieden, sich von diesem Gemälde, welches von der Hand ihres einzigen, längst verstorbenen Sohnes herrühre, unter keinen Bedingungen trennen zu wollen. De; anderen Morgens war die Patrouille verschwunden und mit ihr das kleine Bild. Der Kadett hatte es mitgenommen. Die alte Frau fuhr sofort nach Kolding zu Gablenz und trug ihm die Klage vor. Schon nach vierundzwanzig Stunden wurde das entwendete Kunstwerk gefunden: es war im Mantel des Kadetten versteckt. In solcher Aufregung wie damals habe ich unseren stets liebenswürdigen Korpskommandanten nur einmal gesehen. Auf Grund des erst kürzlich herausgegebenen Korpsbefehls ließ Se. Exzellenz sogleich ein Standgericht zusammentreten, welches den Kadetten zum Tode durch Erschießen verurteilte.

Ich erfuhr alsbald, daß Gablenz die Familie des Kadetten aus dem ungarischen Feldzug 1849 kannte und im Hause des reichen Edelmannes sehr angenehme Stunden zugebracht hatte. Ich hoffte also um so mehr, daß er dem offenbar durch seinen Kunstenthusiasmus Verirrten wohl die Todesstrafe auferlegen, ihn aber doch im letzten Augenblick begnadigen werde. Mein Pferd war vor dem Hause des höchsten Gerichtsherrn über Leben und Tod bereitgestellt, und als der Augenblick herannahte, wo man den Delinquenten ins Karre führte, wagte ich bei Gablenz die Bitte um Begnadigung des jugendlichen Sünders, indem ich als mildernden Umstand geltendmachen wollte, daß er ja jeden Preis für das Bild, in welches er sich vergafft hatte, zahlen wollte, seine Handlungsweise sei daher nicht als Diebstahl, sondern als Gewaltakt aus krankhafter Schwärmerei zu werten. Vergeblich versuchte ich auch das Vaterherz meines Chefs anzurufen. Die strenge Miene und die Antwort des Generals zeigten, daß ich eine Fehlbitte getan hatte: „Seine Majestät hat mir seine braven Truppen in vollster Zuversicht anvertraut, auf daß ich sie zu Ruhm und Ehre kommandiere. Ich darf nicht den geringsten Makel auf unserem reinen Wappenschild sitzen lassen; der Kadett hat sich gegen die Manneszucht schwer versündigt, er muß seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen." Hart war die Strafe, das empfand Gablenz am allermeisten, denn außer den unglücklichen Eltern und Angehörigen des verirrten Jünglings fühlte wohl niemand so tief den Schmerz um das junge Leben als derjenige, welcher durch die Strenge der Kriegsgesetze gezwungen war, den einen zu opfern, um die anderen vor ähnlichen Fehltritten zu bewahren. In diesem Akt der Gerechtigkeit gegenüber der ganzen Armee erkannte ich neuerdings die Seelengröße unseres Korpskommandanten, der sich in diesen Fragen von niemandem beeinflussen ließ, einzig und allein seinem Gewissen gehorchend."

Ich habe dieses Beispiel aus dem Nordwesten gewählt, weil es alles enthält, was sich über das Benehmen von Soldaten im besetzten Gebiet sagen läßt. Aber in diesem Beispiel ist auch von jenem germanischen Rechtsgefühl die Rede und von jenem strengen Sinn für Eigentum, wie sie der Bürgermeister von Kolding und die beraubte Witwe vertreten.

Bruno Brehm

Vererbung und Züchtung

Wer sich mit wachen Augen in der Natur umsieht, entdeckt dort eine unendliche Mannigfaltigkeit an Lebewesen. Wälder, Gewässer und Wiesen, selbst die Luft und das Dunkel der Erde bergen eine Unzahl erblich unterschiedener Arten, Rassen und Einzelformen. Gleichsam einer freudvollen Schöpferlaune scheint alles Lebendige entsprungen, als ideenreiche Variation über das große Thema „Leben". Mehr als eineinhalb Millionen Arten der verschiedensten Pflanzen und Tiere bevölkern in überquellender Fruchtbarkeit unsere Erde.

Sind sie wirklich nur spielerische Schöpfung oder liegt auch ihnen das strenge Naturgesetz von Ursache und Wirkung zugrunde?

Allzu leicht neigt der Mensch dazu, die Natur in seine eigenen Maßstäbe zu zwängen, sie zu vermenschlichen und angesichts ihrer Schönheiten von einem „verlorenen Paradies" zu träumen, das sie in friedlicher Harmonie umschließe. In der freien Natur herrscht aber genau so wie im Leben der Menschen ein unerbittlicher Kampf ums Dasein. Wie im Kampf der Völker schließlich das begabtere, fleißigere, kräftigere, geburtenreichere und besser geführte Volk den Sieg davonträgt, so setzt sich auch in der freien Wildbahn in der uns umgebenden Natur am Ende nur das vollkommenere und jeweils besser angepaßte Lebewesen durch. Der Kampf ums Dasein und die durch ihn bewirkte Auslese kann aber nur dann stattfinden, wenn ein unterschiedliches Ausgangsmaterial vorhanden ist. Diese Unterschiede der Lebewesen liegen in ihren Erbanlagen. Die Erbanlagen sind die innere, steuernde Kraft jedes Lebewesens. Sie bewirken, daß aus dem Samen einer Sonnenblume immer neue artgleiche Keimlinge der Sonnenblume erwachsen, oder daß eine Löwin immer wieder jungen Löwen das Leben schenkt. Die Erbanlagen sind also einerseits das arterhaltende, beständige Element, andererseits aber sind auch sie nicht unwandelbar, sondern erleiden zu einem geringen Teile Abänderungen. Um die Wirkung der Erbanlagen verstehen zu können, müssen wir uns etwas mit dem nur mikroskopisch sichtbaren Feinbau der Lebewesen beschäftigen. Alle Lebewesen sind bekanntlich aus Zellen aufgebaut, die mit dem bloßen Auge nicht sichtbar sind. Die Zellen sind mit dem halbflüssigen Zellplasma gefüllt, und in diesem eingebettet befindet sich — ebenfalls aus Eiweißsubstanz — der Zellkern. Er ist der wichtigste Träger der Erbanlagen. Denn in ihm befinden sich die Erbfäden (Chromosomen). Jedes Lebewesen besitzt von diesen Erbfäden eine bestimmte Anzahl: der Mensch z. B. 48, der Schachtelhalm 136, das Weidenröschen 36. Ein solches Chromosom zeigt eine höchst interessante — nur mikroskopisch sichtbare — Feinstruktur. Wie man auf der Abbildung 1 sehen kann, liegen auf einem solchen Chromosom der Länge nach geordnet (vgl. dunkle und helle Querstreifen) die Erbanlagen (Gene) hintereinander. Von hier aus entfalten sie mittels zum Teil noch geheimnisvoller Wirkstoffe ihre Kräfte und steuern die erblich bedingten Anlagen des Organismus.

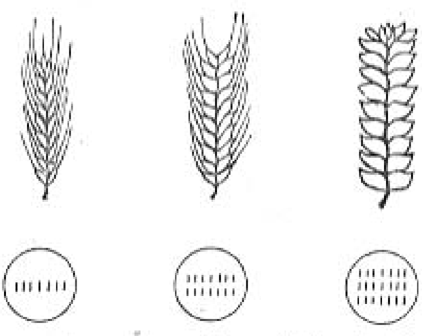
Durch geringfügige Veränderungen des Baues oder der Zusammensetzung dieser Chromosomen können einzelne Erbanlagen eine Abänderung erfahren. Wir nennen sie Mutationen. Durch eine Mutation können bestimmte Erbanlagen verschwinden, andere neu entstehen, ganze Chromosomen zerreißen oder sich verdoppeln und vervielfachen. Solche Mutationen treten zwar nur in geringen Bruchteilen auf; sie liegen weit unter 1 Prozent der Nachkommenschaft, aber sie sind dennoch da und machen sich infolge der hohen Nachkommenschaften zahlreicher Lebewesen auch bemerkbar. Diese Mutationen sind der unerschöpfliche Quell der Artbildung. Schädliche und lebensvermindernde Erbänderungen werden bald wieder ausgemerzt; die wertvollen Mutationen aber bleiben erhalten. An ihnen packt die Auslese an. Änderungen der Erbanlagen (Mutationen) und die Auslesewirkungen der Umwelt sind infolgedessen die entscheidenden artbildenden Faktoren.

Dem Züchter kommt diese Neigung aller Lebewesen, fortgesetzt Erbänderungen zu erzeugen, sehr entgegen. Er braucht nur eine stete Auslese der für seine Zwecke bestgeeigneten Erbänderungen vorzunehmen. So hat der ackerbautreibende Urmensch schon vor Jahrtausenden immer wieder die erblich ertragsreichen Mutationen der Wildpflanzen in seine Umgebung geholt. Sei es, daß er diejenigen Wildgräser, welche die größten Ähren besaßen, in der Nähe seiner Behausung weiter vermehrte — Rüben, Obstarten und Wildgemüse pflanzte, deren Früchte und Blätter am wohlschmeckendsten waren, oder die Wildrinder mit der höchsten Milchleistung heranzog; stets betrieb er eine unbewußte Auslese der züchterisch besten Mutationen. Dieser unbewußten und gefühlsmäßigen Züchtung, die wir nur staunend bewundern können, verdanken wir unsere Kulturpflanzen und Haustiere. Während aber der Züchter alten Stiles sich weitgehend nur auf sein Gefühl und den Zufall verlassen konnte — dabei aber oft genug das Richtige traf —, gestattet uns die neuzeitliche Züchtung, alle Hilfsmittel der Vererbungslehre und Zellforschung anzuwenden und damit den Züchtungsvorgang ungemein zu beschleunigen. Dem Züchter bieten sich hierfür zwei Wege: entweder man holt die gewünschten Erbanlagen aus der freien Natur, oder man stellt sie künstlich im Laboratorium her. Die Zeit ist nicht mehr ferne, in der Kulturpflanzen auf letzterem Wege aus dem Laboratorium des Züchters hervorgehen werden.

Der erste Weg über die Erbanlagen der Wildarten führt uns in die unwirtlichen Steppen Asiens, in die Hochgebirge und Hochtäler der großen Gebirgsmassive des Himalaja, Kaukasus oder der Anden. Denn in den dortigen extremen Klimabedingungen — gleichsam den Kampfzonen der Lebewesen mit Klima und Boden — sind nur diejenigen Mutationen und Erbanlagen erhalten geblieben, die im höchsten Maße eine erbliche Widerstandsfähigkeit gegen Kälte, Dürre, Sturm und Hitze garantieren. Diese wertvollen Erbanlagen der Wildarten und Wildrassen müssen gesammelt und der Züchtung nutzbar gemacht werden. Man kreuzt diese züchterisch wertvollen Erbanlagen mit unseren zwar ertragreichen, aber weniger widerstandsfähigen überlieferten Kulturformen und erhält so, unter Beachtung kom-

plizierter Vererbungsgesetzmäßigkeiten, nach oft mühevollen Versuchen eine neue Kombination, die den hohen Ertrag der Kulturformen mit der besseren Lebensfähigkeit und höheren Widerstandskraft der Wildform verbindet.

Hunderttausende Hektar unseres Getreides fallen in ungünstigen Jahren der Auswinterung und den Kahlfrösten zum Opfer, weil seine Vegetationszeit zu lang und seine Empfindlichkeit gegen die Kälte zu groß ist. In den Hochtälern asiatischer Gebirge wachsen aber Getreiderassen, welche die notwendigen Erbanlagen gegen Frost und Dürre besitzen. In Westeuropa werden die Kulturkartoffeln in steigendem Maße vom Kartoffelkäfer vernichtet. In den südamerikanischen Ursprungsgebieten gibt es aber Wildrassen der Kartoffel, deren Blätter vom Kartoffelkäfer nicht gefressen werden. Unserem Tafelobst fehlen in hohem Maße die Erbanlagen für Frostfestigkeit. Im Tienschan und im Kaukasus gibt es aber Wildobstrassen, die Temperaturen von minus 40 Grad aushalten. Wir sehen also: überall in der freien Natur bieten die Wildrassen züchterisch wertvolle Erbanlagen an, die wir nur zu holen brauchen.



Stammbaum des Weizens (schematisch). Das Bild zeigt die Entstehung der Kulturweizen durch Vervielfachung der Chromosomen. Die primitiven Einkornweizen haben nur sieben Chromosomen; hieraus sind durch Vermehrung der Kernschleifen die Emmerweizen mit 14 Chromosomen und die verschiedenen Kulturweizen mit 21 Chromosomen hervorgegangen. Mit der Vermehrung der Erbanlagen ging eine Zunahme des Ertrags Hand in Hand.

In Kanada konnte noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nur in den südlichen Teilen Weizen angebaut werden, weil die frühen Fröste der nördlichen Gebiete keinen Weizenbau gestatteten. Schließlich gelang es züchterischem Genie aber doch, einen Weizen zu züchten, der schon in hundert Tagen reifte und hohen Ertrag mit raschem Wachstum und großer Kältefestigkeit verband. Infolgedessen verfünfzehnfachte sich die Weizenerzeugung Kanadas innerhalb von sechzig Jahren. Unter Ausnutzung reblausfester nordamerikanischer Wildreben entsteht in Deutschland eine Kulturrebe, die die wertvollen Eigenschaften der deutschen Weinrebe mit der Widerstandsfähigkeit gegen die verheerenden Wirkungen der Reblaus vereint.

Auf ähnlichem Wege muß die Tierzüchtung die vorhandenen Erbanlagen für Widerstandsfähigkeit gegen Seuchen und Krankheiten ausnützen, damit

es einmal gelingt, maul- und klauenseuchefeste Rinder und rotlaufimmune Schweine zu züchten.

Die Natur zeigt uns aber auch die Vorbilder, wie wir künstlich im Laboratorium und auf dem Versuchsfeld neue Erbanlagen erzeugen können. Wir kennen zahlreiche Pflanzen — besonders aus klimatisch extremen Gebieten —, bei denen eine Verdoppelung oder Vervielfachung der Erbfäden (Chromosomen) stattgefunden hat. Nur auf Grund dieser natürlichen Chromosomenvermehrung waren sie in der Lage, diese unwirtlichen Gebiete zu besiedeln. (So sind z. B. 61 Prozent der Pflanzen auf Island oder 80 Prozent aller Pflanzen asiatischer Hochgebirge durch Vervielfachung der Erbfäden entstanden.)

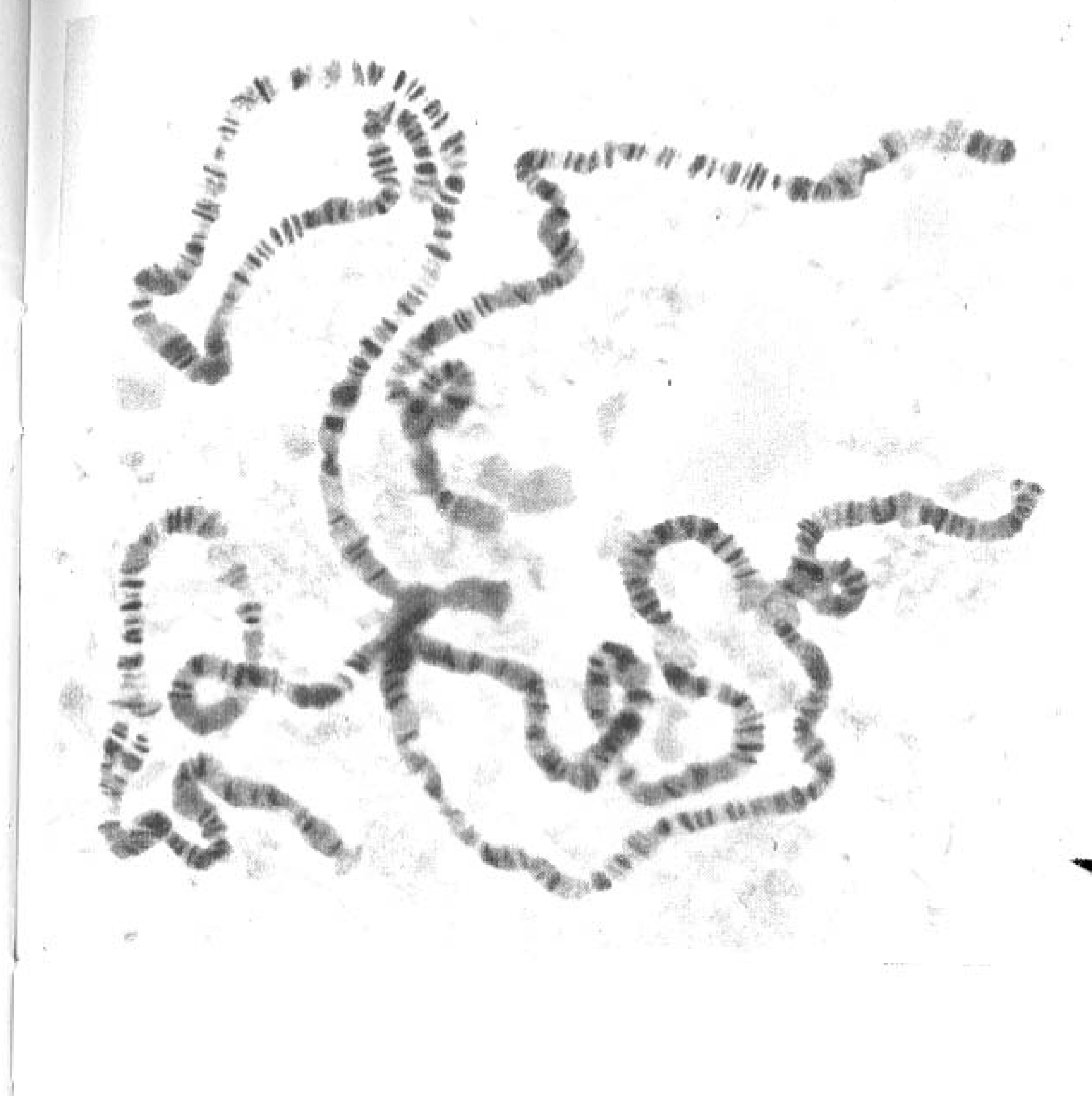
Auch auf dem Wege der künstlichen Vervielfachung der Erbfäden wird es einmal möglich sein, züchterische Erfolge zu erzielen, nachdem die vorausgegangenen theoretischen Versuche schon schöne Ergebnisse aufzuweisen haben. Wir ahmen damit nur einen Vorgang nach, den uns die Natur bei einer großen Anzahl ihrer Gewächse schon vorgeführt hat und wo eine Steigerung des Ertrages und der Widerstandsfähigkeit mit der Erbanlagenvermehrung Hand in Hand ging. Unsere meisten Kulturgewächse, viele Obstarten, Äpfel, Erdbeeren, Kirschen, Weizen, Kartoffel, Tabak, verdanken ihre Entstehung einer solchen Vervielfachung der Erbfäden (vgl. Abbildung 2).

Im Laboratorium können wir auch durch Kälte- und Hitzeeinwirkung, durch Chemikalien und kurzwellige Strahlen (z. B. Röntgenstrahlen) einzelne Erbanlagen verändern oder zerstören. Es wird zwar nicht möglich sein, bestimmte gewünschte Mutationen auf Anhieb zu erzeugen, sondern der Vererbungsforscher muß so lange warten, bis nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit unter einer Unmenge wahllos entstandener Mutationen auch einmal die von ihm gewünschte auftaucht und damit seine Mühe belohnt wird.

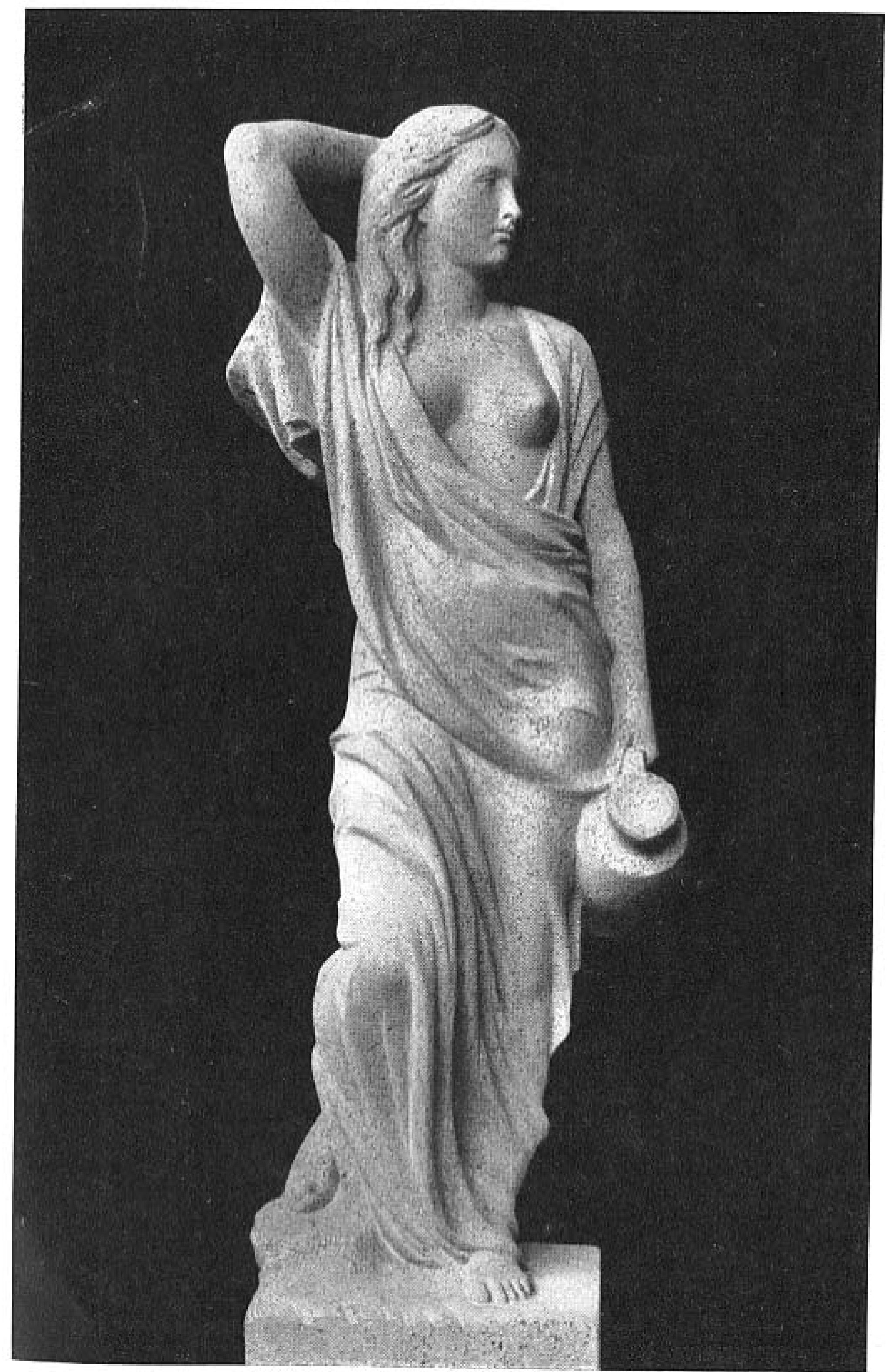
Die planmäßige Erzeugung der Süßlupine als neue Kulturpflanze durch den großen deutschen Vererbungsforscher Baur beweist dies. Ihm gelang es 1928, unter 1,2 Millionen ausgesäten giftigen Lupinen drei Exemplare auslesen zu lassen, die auf Grund einer Erbänderung (Mutation) giftfrei geworden waren. Sie sind die Ahnen aller Süßlupinen, die schon zehn Jahre später eine Fläche von 80000 Hektar bedeckten.

Dieser kurze Überblick über die Fortschritte unserer Kenntnis von Vererbung und Züchtung lehrt uns, daß es in zahlreichen Fällen schon möglich ist, Artbildungsvorgänge der freien Natur künstlich und willkürlich zu wiederholen. Es mag uns mit stolzem Bewußtsein erfüllen, der Natur ein Geheimnis abgelauscht zu haben, viel entscheidender ist aber die Verpflichtung, die hieraus erwächst. Denn nunmehr ersteht vor uns die Aufgabe, dieses Wissen in den Dienst der Volksernährung zu stellen und die großen Züchtungsaufgaben mit den Mitteln der Vererbungsforschung zu meistern.

Heinz Brücher (z. Z. im Felde)



In den Zellkernen der Speicheldrüsen bestimmter Insekten und deren Larven finden sich Erbfäden (Chromosomen), die wesentlich größer sind als bei anderen Organismen. Sie lassen den Feinbau der Erbfäden besonders gut erkennen. Bei dieser vieltausendfachen Vergrößerung sieht man die zu einem Knäuel verschlungenen Erbfäden mit deutlich sichtbaren Querstreifen. Diese bestehen aus Eiweißmolekülen und sind der Sitz der Erbanlagen



BRUNNENFIGUR AUS EGER / VON [illegible]

Quellen:

„Helgis Wiederkehr“ aus „Edda“, Eugen Diederichs-Verlag, Jena; „Die Ehre der germanischen Frau“ aus „Die Germanin“, Verlag C. V. Engelhard GmbH., Berlin; „Würdig des Reiches sein“ aus „Deutsche Haltung vor Fremden“, Steirische Verlagsanstalt, Graz. Fotos: Foto-Marburg, Adam (5); Taraba; Mößinger (2); Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig; Landesbildstelle Sachsen; C. Wering, Oslo; Dr. F. Stoedtner, Berlin; Laukermann, Stuttgart; Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie.

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43.